

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 6 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1888 unter Nr. 849.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gefaltete Petitzeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Senthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Die Präsidentenwahl in Amerika.

Der Umstand, daß die Niesenrepublik der Vereinigten Staaten zu derselben Zeit, wo die größte Militärmacht Europas einen doppelten Thronwechsel durchzumachen hat, sich verfassungsmäßig ein neues Oberhaupt auswählt, fordert fast unwiderstehlich zu Vergleichen auf, und der Presse des Auslandes — die deutsche ist durch Gründe der einen oder andern Art gebunden — ist die gute Gelegenheit nicht entgangen. Es wimmelt denn auch von Vergleichen in der auswärtigen Presse und, mit seltener Ausnahme, fallen sie sämtlich zu Ungunsten Deutschlands aus. Die „Kraftproben“ der letzten Monate, — die dunkelen Intriquen, von denen der Schleier jetzt abgezogen zu werden beginnt, — die bodenlose Geschäftigkeit der Parteien, welche bisher das Monopol der Regierung besaßen hatten und plötzlich ihren Besitzstand gefährdet glaubten, — diese wilden und von einflussreichster Seite ausgehenden Angriffe auf das, was dem Volke stets als vornehmstes Staatsfundament hingestellt worden war, — dieses Infragestellen der wichtigsten Staatsprinzipien, — dieses Fängen und Bangen zwischen Furcht und Hoffnung — dieses peinliche Schwanken, das durch kindisches Renommiren nur um so sichtbar gemacht wurde, — das Alles konnte dem Ausland natürlich nicht entgehen, und die wunderbare, — man kann fast sagen, geschäftsmäßige — Ruhe, mit welcher sich die Präsidentenwahl drüben in der neuen Welt vollzieht, steht hierzu in einem so auffälligen Kontrast, daß in dem Ergebnis des Vergleichs von vornherein kein Zweifel sein konnte. Indes, wir wollen blos die Thatsache feststellen und werden nun ohne weiteres zu dem eigentlichen Thema, der amerikanischen Präsidentenwahl, übergehen. Ueber die Formen, in welchen dieselbe vorzugehen hat, sind die Leser bereits unterrichtet. Genug, die Wahl ist indirekt und findet durch Wahlmänner statt, die auf die einzelnen Staaten der Union vertheilt sind.

Da die Amerikaner, wie jedes politisch gebildete Volk, die Ausübung des wichtigsten Bürgerrechts: des Wahlrechts, nicht auf den bloßen Akt der Stimmenabgabe beschränken und der Ansicht sind, daß das Resultat der Wahl möglichst dem Zufalle entzogen und langer Hand vorbereitet werden muß, so spielen bei ihnen die Wahlvorbereitungen eine weit größere Rolle als bei uns. Die Aufstellung der Kandidaten ist selber gewöhnlich schon die Folge eines längeren Wahlkampfes, und was insbesondere die Präsidentenwahl betrifft, so ist die Aufstellung des Kandidaten eine Haupt- und Staatsaktion, welche die Bürger der Vereinigten Staaten weit mehr beschäftigt und in Aufregung versetzt als die Wahl selbst. Die Wahlmänner, welche den Präsidenten zu erwählen haben, werden erst später gewählt. Die Bürger, welche jetzt auf den sogenannten Konventionen die

Aufstellung des Kandidaten besorgen, sind die Vertrauensmänner ihrer Partei, die jedoch nicht wie ein „mob“ — Gasse — zusammengelaufen, sondern sämtlich im Besitz formeller Mandate sind.

Nachdem die amerikanische Arbeiterpartei vorläufig aktionsunfähig geworden und in ihrer Reorganisation noch nicht weit genug fortgeschritten ist, um mit Aussicht auf Erfolg in den diesjährigen Wahlkampf eintreten zu können, so spielt auch diesmal der Kampf sich wesentlich zwischen den beiden alten Parteien ab, den Demokraten und den Republikanern.

Nun ist zwar über die amerikanischen Demokraten und Republikaner schon so viel geschrieben worden, daß von Rechts wegen ein jeder genau aufgeklärt sein dürfte, allein die zwei Namen sind so verwirrend und trügerisch, daß es nichts schaden wird, wenn wir nochmals eine kurze geschichtliche Definition geben. Die Parteien der Demokraten und Republikaner haben ihren Ursprung in den Kämpfen um die Sklaverei. Die Abolitionisten, d. h. die Gegner der Sklaverei verschmolzen sich zu der republikanischen Partei, der die demokratische gegenübertrat, welche im Namen der Demokratie und Freiheit das absolute Selbstbestimmungsrecht der Einzelstaaten betonte, also auch das Recht der Einzelstaaten, in ihrem Gebiet die Sklaverei einzuführen und aufrecht zu erhalten.

Es ist das nicht der einzige Fall, wo der Name der Freiheit in solcher Weise mißbraucht wurde. Wenn die Manchesterleute die Unantastbarkeit der kapitalistischen Wirtschaft behaupten und dem Staate das Recht absprechen, sich in das Arbeitsverhältnis zu mischen und Schutzmaßnahmen für die Arbeiter zu treffen, dann führen sie stets die Freiheit im Mund. Und die schweizerischen Sonderbändler, die 1847 den Jesuiten zu Lieb die Eidgenossenschaft in Bürgerkrieg stürzten, thaten dies ebenfalls im Namen der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechts der einzelnen Bundestheile.

Nach zwanzigjährigem Ringen siegte die republikanische Partei bei der Präsidentenwahl des Jahres 1860; am 6. November des genannten Jahres erhielt der Abolitionist Lincoln die Mehrheit der Stimmen und das folgende Jahr brachte die Rebellion der Sklavhalter, die sich von der Union lossagten und eine eigene „Confederation“ bildeten. Die republikanische Partei, welche die Souveränität der Union, d. h. des Gesamtstaates, vertrat, nahm den Handstreich auf und es erfolgte der vierjährige Bürgerkrieg, in dem die Nordstaaten eine bisher noch von keinem anderen Staat erreichte militärische Leistungsfähigkeit entwickelten — bei einer Bevölkerung von 22 Millionen über eine Million Soldaten vier Jahre lang im Feld und dazu eine mächtige Flotte. Die Union siegte — und mit der Union die republikanische Partei.

Die Sklaverei wurde abgeschafft. Und da sie den Gegenstand des Streites zwischen der republikanischen und

der demokratischen Partei gebildet hatte, so war nun eigentlich keine Existenzberechtigung mehr für diese beiden Parteien vorhanden. Allein immerhin galt es in den ehemaligen Sklavestaaten noch vieles zu regeln, wobei der Parteistandpunkt zur Geltung kommen mußte. Schon zu Anfang der 70 er Jahre hatte der Unterschied zwischen beiden Parteien schon vollständig aufgehört. An Stelle der prinzipiellen Gegensätze waren rein persönliche getreten, und das gemeinsame Ziel beider Parteien war: die Klink der Gesetzgebung, die Befegung der Staatsämter.

Die Republikaner, die durch die siegreiche Führung des Kriegs gegen die Sklavenbarone sich große Popularität gesichert hatten, waren lange Zeit unbestrittene Herren der Situation, und sie handhabten die „Klink der Gesetzgebung“ mit einem Eifer, der ihre auf dem Eroden sitzenden Konkurrenten mit grimmigem Neid erfüllte; und sie betrachteten schließlich den einträglichen Besitz der Staatsämter als ihre Domäne, die sie aus Leibeskraft ausbeuteten. Eine abscheuliche Korruption riß ein, und die Demokraten, welche die Saure-Trauben-Lugend des Fuchses übten, benutzten diese korrupten Praktiken als Sturmglöck gegen die alten Feinde, und mit solchem Erfolg, daß vor acht Jahren in Garfield, der schon kein richtiger Republikaner mehr war, obgleich er auch der demokratischen Partei nicht zugehörte, ausgeprochenermaßen ein Gegner der Korruption und Aemterjägerie auf den Präsidentenstuhl kam. Garfield wurde von einem halbverrückten Aemterjäger ermordet, was der republikanischen Partei einen „Stoß ins Herz“ gab. Bei der vorigen Präsidentenwahl — im Jahre 1884 — siegte der Demokrat Cleveland mit Hilfe zahlreicher Republikaner, die mit ihrer faulen Partei nichts mehr zu thun haben wollten.

Diesmal ist Cleveland, der bisherige Präsident, von den Demokraten, die ihre „Konvention“ in St. Louis hatten, wieder als Kandidat für die Präsidentschaft aufgestellt worden — und zwar mit Allkation, gleich im ersten Gang. In schlimmerer Lage waren die Republikaner, die ihre Konvention in Chicago hatten und erst nach vielen fruchtlosen Wahlkämpfen sich auf den Durchfallskandidaten Harrison vereinigen konnten — einem tüchtigen, auch charaktervollen Mann, der aber dem unstreitig populären Cleveland gegenüber so gut wie keine Chance hat — zumal er ja kein neues Programm bieten kann.

Es werden von anderen Parteien und Gruppen noch andere Präsidentschaftskandidaten aufgestellt werden, indes keiner derselben kommt ernsthaft in Betracht.

Hoffentlich ist es das letzte Mal, daß die zwei alten, überlebten, nur von der Tradition lebenden Parteien der Republikaner und Demokraten im entscheidenden Wahlkampf mit einander ringen. In vier Jahren hat die junge Arbeiterpartei reichlich Zeit, sich auf die Erbschaft vorzubereiten.

Jeuillefon.

Ihre Tochter.

Kriminal-Roman nach dem Französischen von R. Destrings.

Der Major blieb seinen Gedanken überlassen, aber er hielt sich nicht lange dabei auf, die außergewöhnliche Lage, in der er sich befand, zu prüfen.

Bevor er den eigenthümlichen Vorschlag des Verbrechers anzunehmen sich entschlossen, hatte er schon seinen Plan entworfen, und er brauchte ihn jetzt nur auszuführen.

Er hatte es satt, noch länger die Rolle des Spieghelfes zu geben, die er in der schmutzigen Kneipe gespielt, wo er Pelikan betrunken machen und ihm Geständnisse ablocken wollte; er hatte seinen Schlachtplan gänzlich verändert und war entschlossen, den Burschen jetzt ohne weiteres in flagranti verhaften zu lassen. War er einmal gefaßt, so mußte er sagen, wer er war, und wo er herkam. Sein wahrer Name und sein wahrer Beruf mußten festgestellt werden, und ob er nun im Solde des William Atkins stand oder nicht, Jeanne von Dorris und ihre Tochter brauchten seine Unternehmungen gegen die Villa nicht länger zu fürchten.

Es wäre Suntram ja lieber gewesen, wenn er die Polizei nicht in die Sache hätte hinein zu ziehen brauchen, aber das war das einzige Mittel, das ihm geblieben war, um seinen Zweck zu erreichen, und er zögerte nicht länger, es anzuwenden.

Als sie an der Rue de Poissy vorbei gekommen, hatte er einen Posten vor der Feuerwehrröde auf und ab schreiten gesehen. Und obwohl es sich nicht darum handelte, einen Brand zu löschen, hoffte der Major doch, daß der Befehlshaber des Wachkommandos, wenn er sich ihm als höherer Offizier legitimiren würde, ihm kräftige Unterstützung stellen oder wenigstens einen

seiner Leute abschießen würde, um die diensthabenden Schutzleute des Viertels herbeizuholen.

In Bluse und Mütze konnte er sich aber nicht vorstellen, wenn er Vertrauen einflößen wollte. Er mußte also zunächst Journés herbeirufen, den er auf seinem Boote sitzend in der einen Ecke des Raubert-Platzes gesehen hatte und der im Siglanten Mantel und Hut des Majors von Arbois bewahrte.

War er auf diesem Platze geblieben, oder war er von fern seinem Herrn gefolgt? Das war eine schwer wiegende Frage, denn Suntram wollte sich nicht von der Mauer entfernen, die der Mann inzwischen von der andern Seite wieder geräuschlos übersteigen konnte, um sich aus dem Staube zu machen.

Mit Hilfe von Journés war die Ueberwachung leicht. Ohne seinen Wagen zu verlassen, konnte sich Journés an der Ecke beider Straßen aufstellen, während Suntram nach der Kaserne lief.

Suntram war unerschrocken, was er thun sollte, da bemerkte er, daß sein Coups höchstens dreißig Schritt von ihm am Eingange der Rue du Cardinal-Lemoine hielt. Auf fünf Minuten dachte er seinen Wachtposten schon verlassen zu können.

Pelikan mußte eben erst im Garten sein. Er hatte gewiß noch nicht Zeit gehabt, seinen Roup auszuführen und dachte auch noch nicht daran, sich heimlich davonzumachen.

So rasch ohne seine Beine trugen, eilte Suntram auf seinen Wagen zu und erschien alsbald vor den erstaunten Augen Peters, der ihm zurief:

„Ach, Herr Major, wie bin ich froh, daß Sie wieder da sind. Ich wußte nicht, wo Sie mit dem Burschen geblieben waren. Ich folgte Ihnen von fern nach, aber ich war nicht sicher, ob Sie in das Gäßchen eingebogen seien, aus dem Sie eben kommen. Ich fürchtete schon, es sei Ihnen ein Unglück zugestoßen.“

„Ganz im Gegentheil, braver Peter. Ich habe ihn

Er ist da über die Mauer geklettert und wir werden ihn fassen. Jetzt rasch meine Sachen!“ sagte er hinzu, zog schnell Bluse und Drillichhose aus und warf sie nebst Mütze und Halstuch in den Wagen.

Rasch war der Wagenstuh geöffnet, der Kopf herausgenommen, in den er hineinsah, und der Hut ergriffen, den er sich auf den Kopf stülpte.

„Endlich,“ sprach er und holte befreit tief Athem.

„Ich bekam es mit der Zeit satt.“

„Das glaube ich gern, Herr Major,“ meinte Journés.

„Der Bursche ist wohl in ein Haus eingestiegen, um zu stehlen?“

„Ja, in dieses Haus da. Fahre bis zur Ecke der Chantiers-Gasse dort, steig vom Boe, und wenn Du den Burschen an einem Seil von der Mauer herabklettern siehst, so fah' ihn. Mein Revolver steckt noch in der Tasche der Drillichhose. Nimm ihn, um den Burschen damit in Respekt zu halten, bis ich wiederkomme. Ich gehe Verstärkung holen.“

„Zu Befehl, Herr Major. Der Bursche soll mir nicht entlaufen . . . und stehlen wird er auch nicht, denn er wird schon Jemanden im Hause finden, der ein Wörtchen mit ihm reden wird . . .“

„Nein, es ist Niemand da, aber das thut nichts . . .“

„Verzeihen Sie, Herr Major. Die Hausbewohner schlafen noch nicht. Im ersten Stock sehe ich Licht.“

Suntram sah empor, und in der That war ein Fenster erleuchtet. Alles war dunkel gewesen, als Pelikan ihm das Haus gezeigt hatte. Es war nicht anzunehmen, daß der Bursche selber eine Kerze angezündet habe. Diebe arbeiten lieber im Dunkeln.

„Es wird der Kammerdiener sein, der nach Haus gekommen ist, während ich im Gäßchen stand.“

„Seit ich hier bin, ist kein Mensch in das Haus hineingegangen, Herr Major.“

„So ist er schon zurückgekommen, bevor Du hier warst. Der Bursche wird festgenommen sein, bevor wir uns hinein-

Original-Korrespondenzen.

Büch. 2. Juli. Am Sonnabend wurde die Sommer-Session der Bundesversammlung geschlossen. Aus ihrer vierwöchentlichen Thätigkeit haben wir nur hervor die Verhandlungen über die Motion Curti und über die Motion Favon und Decurtius, letztere betreffend internationaler Arbeiter-schutzgesetzgebung. Die Motion Curti wurde, wie bekannt, abgelehnt, aber darum war sie doch nicht zwecklos. Durch sie wurde der Bundesrath genöthigt, bestimmte Zusätze zu machen bezüglich einer Vorlage zur Ergänzung des Bundesstrafrechtes (in Bezug auf das Spiegelfahren) und er mußte sich vor aller Welt eine obwohl in der Form gemäßigtere aber dennoch bittere Kritik der Sozialisten ausweihen lassen. Die opportunistischen und regierungsfähigen Staatsmänner in den Reihen der Radikalen haben zwar dem Bundesrath die Unannehmlichkeit der Annahme der Curti'schen Motion erspart, aber sie konnten nicht verhindern, daß der eidgenössische Minister des Innern, Herr Bundesrath Droz, in die Enge getrieben wurde und stillschweigend zugeben mußte, daß er nicht vermochte, der Schweiz für die ihr von Herrn von Puttliamer im Reichstage angebotene Beileidigung Satisfaktion zu verschaffen. Das hat Herr Curti vor aller Welt konstatiert und deshalb allein schon hatte er seine Motion nicht umsonst eingebracht.

Die Herren Nationalräthe Decurtius und Favon brachte wiederum ihre bekannte Motion ein, welche die internationale Regelung des Schutzes minderjähriger Personen, eine Beschränkung der Frauenarbeit, Festsetzung der Sonntagsruhe und Normirung eines gesetzlichen Arbeitstages erstrebt und den Bundesrath beauftragt, die bezüglichen Schritte zu unternehmen. Der Vorsteher des Handels- und Industrie-Departements, Herr Deucher, erklärte im Namen des Bundesrates, daß dieser einstimmig die Motion gutheisse und die Unterhandlungen einleiten werde, trotzdem er sich der Schwierigkeiten bewußt sei, auf welche die Idee der internationalen Fabrikgesetzgebung allenfalls stöße, indem die Regierungen wenig Neigung zeigen, dieser Frage näher zu treten. Er verkennt jedoch die Fortschritte nicht, welche in den letzten Jahren die Gesetzgebung gemacht habe, und erklärt, daß der Bundesrath ein Programm aufstellen und planmäßig vorgehen werde. In etwas pilgert Weise forderte Herr Deucher die Arbeiter oder ihre Führer auf, den Bundesrath in seinen Schritten zu unterstützen. Diese Einladung nimmt sich vom Ministerialstand recht hübsch aus, aber sie ist überflüssig, weil ja die Arbeiter in allen Ländern die eigentlichen Pioniere der Fabrikgesetzgebung sind und die Behörden nur von ihnen geschoben werden. Abgesehen davon, ist die Forderung des Bundesrates erfreulich und seinen Bemühungen der beste Erfolg zu wünschen.

Zu meinem Berichte über das Grütlivereins-Fest in Glarus habe ich noch nachzutragen, daß ebenfalls beschlossen wurde, das Verbot der Verwendung giftigen Phosphors für die Rindholzfabrikation anzustreben. Ebenso soll für die von Curti im Nationalrathe bereits angeregte Lebensmittel- und Getränkekontrolle energisch gewirkt werden. Zur Vertretung des Grütlivereins am nächstjährigen internationalen Arbeiterkongress (Fabrikgesetzgebung) erhielt das Zentralkomitee den nöthigen Kredit bewilligt. Die gehaltenen Vorträge werden in nächster Zeit im Druck erscheinen und ich werde auf dieselben noch zurückkommen.

Von den vielen Tischreden, die gehalten wurden, will ich nur die des Herrn aarg. Kantonsstatistikers Nöh — der sonst nicht immer verläßlich ist als Arbeiterfreund — zitieren. Er sagte u. a.: „Die Lavine, die donnernd in's Thal fällt, der wilde Bergstrom, der aus der Felschlucht hervorströmt, sie erinnern uns an die gewaltigen Kämpfe in der Natur, und diese Kämpfe in der Natur wieder spiegeln uns die Kämpfe im menschlichen Dasein. Was wahr ist, was gut ist, muß erklämpft werden, erst im Feuer wird das Eisen zum Stahl, erst auf dem Ambos spricht es Funken. Erkämpfen müssen wir auch die sozialen Fortschritte, wie wir die politischen erkämpfen. Und wenn die rote Fahne das Wahrzeichen des sozialen Kampfes sein soll, so nehmen wir diese Fahne auf, aber wir wollen in das rote Feld das weiße Kreuz, das Kreuz der Menschenliebe und der eidgenössischen Brüderliebe setzen. Wenn wir am Lose eines jeden, auch des geringsten unserer Brüder theilnehmen, dann waffen wir auch unsere Herzen gegen jedes Unrecht; die Menschenliebe, sie allein macht uns zu rechten Kämpfern für den sozialen Fortschritt. Schlicht und schön hat dies der Dichter beim Tod des Tell ausgesprochen:

Die Kraft derselben Liebe, die Du dem Knaben trugst,
Sie ward in Dir zum Triebe, daß Du den Zwingherrs
schlugst.“

So wollen wir uns denn zum gemeinsamen sozialen Friedenswerk die Hand reichen und unser schönes Schweizerhaus zu einer Wohnstätte machen, wo auch der Fremde, wenn er ehrlich arbeiten will, glücklich wohnen kann. Den im Daseinskampf Gefallenen und Verwundeten wollen wir auf humane, ihr Gefühls nicht verletzende Weise helfen und sie wieder zu selbstständigen, arbeitsfrohen Gliedern der menschlichen Gesellschaft machen.“

mischen, aber er muß bewaffnet sein und ist es ihm zuzutrauen, daß er den Diener tödtet. Das muß verhindert werden. Also aufgepaßt! Du faßt dort Posto und verfährt so, wie ich es Dir vorher gesagt habe. Ich aber werde einfach an der Thür klingeln und die Person, die mir öffnen wird, benachrichtigen, daß ein Dieb im Hause ist. Wir werden dann mit dem Reel schon fertig werden.“

„Nehmen Sie sich nur in Acht, Herr Major, wenn...“

„Laß mich mit Deinen Bedenken zufrieden, und ihu mir den Gefallen, Dich jetzt auf Deinen Posten zu verfügen. Während wir hier schwätzen, kann der Dursche sich aus dem Staube machen.“

Fournes gehorchte ungen. Suntram wartete, bis er sich am Eingang des Gässchens aufgestellt hatte, dann ging er auf die Hausthür zu und klingelte stark.

Man ließ ihn warten, aber das Licht verschwand nicht.

„Bellan hätte beim ersten Ton der Klingel das Licht ausgelöscht. Er ist also nicht da oben,“ dachte Suntram.

Er klingelte zum zweiten, zum dritten Male, und als sich nichts rührte, riß er wüthend an dem Stoden-zuge.

Jetzt öffnete sich das Fenster, ein Mann wurde sichtbar und fragte:

„Was giebt es? Was wollen Sie?“

„Ein Dieb ist in Ihrem Hause,“ erwiderte Suntram nicht allzu laut.

„Ein Dieb? Um Himmels willen! Das ist ja nicht möglich.“

„Kommen Sie herab, ich werde Ihnen helfen, ihn zu fassen.“

„Ich komme, mein Herr, ich komme.“

Das Fenster wurde alsbald geschlossen, das Licht verschwand, und einen Augenblick später öffnete sich die Thür.

Suntram sah sich einem Kammerdiener gegenüber, der sehr forrest in Schwarz gekleidet war; es war ein großer und ansehend kräftiger Mensch.

„Führen Sie mich in den Garten,“ redete ihn der

Der Streik der Zimmerleute am hiesigen Plage, der schon zu versumpfen drohte, hat dennoch mit dem Siege der Arbeiter geendet. Es ist also für die Sommerzeit 10. und für die Winterzeit stündliche Arbeitszeit, für Ueberstunden 15 Cts. Zuschlag, 45 Cts. Minimalstundenlohn, Abschaffung der Sonntagsarbeit bewilligt und vom Entlassungsrecht abgesehen worden. Hingegen ist nicht ausdrücklich der Fachverein anerkannt worden, was wohl so wichtig nicht ist, denn die Meister können einen Arbeiterverein wieder verbieten noch erlauben. Diese Zugeständnisse scheinen ihnen übrigens sauer genug geworden zu sein, denn sie haben beschlossen, sich mit einer Petition an die Regierung zu wenden, damit sie in Zukunft durch Erlass solcher Streiks verbietet.

Politische Uebersicht.

Von Herrn Paul Singer geht uns folgende Erklärung zu: „Die „Post“ und mit ihr die „Nordd. Allgem. Ztg.“ drucken dem „Hamburg. Korresp.“ eine Spiegelliteratur aus London nach, wonach:

„Ich mit meinem Parteigenossen Herrn Rodow in London behufs dessen Ueberführung nach Zürich zur Uebernahme der Redaktion des „Sozialdemokrat“ und Führung der Partei daselbst verhandelt und außerdem, unter Ueberbringung erheblicher Mittel, den Londoner Genossen angerathen habe, den Thronwechsel mit Stillschweigen zu übergehen, um die deutsche Regierung über die wahre Gesinnung der Sozialdemokratie nicht aufzuklären.“

Um jede Legendenbildung in Bezug auf diese Mittheilungen unmöglich zu machen, erkläre ich hiermit, daß dieselben von Anfang bis Ende, in jedem Wort frech erlogen sind.

Friedrichroda i. Th., 3. Juli 1888.

Die Börse ist oft ein politisches Barometer genannt worden. Und der Vergleich ist ja nicht ganz unpaßend, wenn auch zwischen diesem und dem wirklichen Barometer der Unterschied besteht, daß die Angaben des Wetterglases an sich in jedem Falle durchaus richtig sind, während die Kundgebungen der Börse auf subjektivem und sehr oft trügerischen Empfindungen beruhen. Immerhin kann diesen Kundgebungen ein gewisser barometrischer Werth nicht abgesprochen werden. Gegenwärtig zeigt nun die Börse für die politische Welt gutes Wetter an, und sie hat sogar durch eine „Hauffe“ in bester Form den Böllern zur Abwechslung einmal „Frieden in Sicht“ angekündigt. Das ist sehr schön. Und wir wollen die Bedeutung des Symptom's keineswegs zu verkleinern suchen. Nur möchten wir denjenigen, welche jetzt wieder das alte Thema: „Das Kaiserreich ist der Friede“, in allen Tonarten variiren und ihre Friedensliebe durch die obligaten Hegerereien auf das böse Frankreich behändigen, — doch den guten Rath ertheilen, sich auch die Rehrseite der Hauffe anzusehen, sie wird ihnen dann vermuthlich nicht so sehr gefallen. Wie erklärt sich die Hauffe? Worin liegt ihr Grund? Sie ist unzweifelhaft veranlaßt worden durch den friedlichen Ton der beiden Thronreden. — So weit ist alles gut. Aber wie kam es, daß einige friedliche Worte eine solche Wirkung hervorbringen konnten. Hier liegt der Haken. Wenn das Kaiserreich der Friede ist, verstand es sich ja von selbst, daß die Regierungsaussprachen des Kaisers friedlich sein mußten, und etwas Selbstverständliches konnte selbstverständlich die Börse in seine freudige Aufregung versetzen. Die Sache — und das ist die Rehrseite der Medaille — die Sache ist, die Börse hatte die Friedlichkeit der Regierungsaussprachen nicht für selbstverständlich gehalten, sondern im Gegentheil sich sehr lebhaften Befürchtungen hingegen. Durch die Hauffe wird die Größe dieser Befürchtungen verrathen; und so erstreckt der jetzige „Friede in Sicht“ auch ist, so darf doch nicht vergessen werden, daß dieses plötzliche Hinüberpringen aus der Kriegsanstalt in den Friedensjubel auf sich nur ein Zeichen der herrschenden Unsicherheit der Zustände ist. Und noch eins: merken die Leute, die sich im Schweiß ihres Antlitzes abquälen, und glauben zu machen, daß das böse Frankreich der „Friedensstörer“ ist, — merken sie denn nicht, daß die durch die beiden letzten Berliner Thronreden hervorgerufene Hauffe den handgreiflichen Beweis liefert, daß die Gefahr für den Weltfrieden nicht in Frankreich erblickt wurde? Oder verlangen die Leute, daß wir ihrem Denkprozeß mit Hilfe eines Münchener Trichters nachhelfen? Was die bevorstehende Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren angeht, so haben wir nicht nöthig, unsere Leser vor Ueberhäufung dieses „Ereignisses“ zu warnen. Die herzliche Monarchenfreundschaft kann den Antagonismus der österreichisch-deutschen Interessen einer- und der russischen andererseits nicht aus der Welt schaffen; und wenn die deutschen Staatsmänner nicht Oesterreich und die Zukunft Deutschlands der russischen Eroberungspolitik rückhaltlos opfern wollen, ist eine Allianz Deutschlands mit Russland undenkbar. Unseres Erachtens ist aber diese Voraussetzung undenkbar.

Ueber das deutsch-österreichische Schutz- und Trutzbündnis, wie es von den Berliner Oeffiziösen verstanden wird, stellt der Pester Korrespondent der Münchener „Allg. Ztg.“

Major an. „Dort ist der Dieb eingestiegen. Zu Ihrem Glück kam ich gerade vorüber und sah, wie der Dieb über die Mauer kletterte. Also rasch! Lassen Sie mich herein. Vielleicht ist er schon dabei, den Sekretär aufzubrechen. Wir fassen ihn gleich dabei ab.“

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ erwiderte der Diener kühl, „zunächst muß ich meinen Herrn fragen.“

„Ist er denn hier?“

„Ja, mein Herr. Er macht Toilette, und ich wollte ihm eben eine Droschke holen gehen, als Sie klingelten.“

„Wie? Er macht Toilette? Um ein Uhr Nachts! Das ist aber gleich. Führen Sie mich nur hinein. Ich werde mich mit ihm verständigen. Aber beeilen wir uns.“

„Wenn der Herr mir seine Karte...“

„Zum Teufel, machen Sie nicht so viele Umstände! Eine Karte habe ich übrigens, wie ich glaube, nicht einmal bei mir... Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich der Major von Arbois bin... Suntram von Arbois, Major im ersten afrikanischen Jäger-Regiment.“

„Ich gehe. Wollen Sie eintreten, mein Herr.“

Suntram betrat rasch den Flur, während der Kammerdiener eine Treppe hinaufstieg, nachdem er die Thür geschlossen und das Licht, das er trug, auf einen Tisch gestellt hatte.

Das Vestibul sah vornehm aus. Es war reich mit blühenden Gewächsen geschmückt und bequeme Bänke standen herum. Der Major dachte jedoch nicht daran sich zu setzen. Er brannnte darauf, den Eigenthümer zu sprechen, der zu einer Stunde sich zum Ausgehen fertig machte, wo man sich gewöhnlich auszieht und schlafen geht.

Nach fünf langen Minuten erschien der Kammerdiener wieder und sagte:

„Mein Herr erwartet den gnädigen Herrn.“

„Weiß er, um was es sich handelt?“

„Ja, mein Herr, und er meint, es müßte ein Irrthum vorliegen.“

„Ich werde ihm das Gegentheil beweisen. Wie heißt er?“

„Baron von Randal.“

„Gut. Führen Sie mich zu ihm.“

folgende beachtenswerthe Betrachtung an. Es ist etwas Eigen- thümliches um das Gezänk der offiziellen Berliner Organe mit unserm „P. Lloyd“; man merkt es im ersten Augenblicke, daß der Streit bei den Quarten herbeigezogen worden ist, um durch dem genannten ungarisch-deutschen Blatte und dann den ungarischen Politikern unangenehme Dinge zu sagen. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ befaßt sich mit der Zeitung und ihrem Redakteur Fall, der als ständiger Referent über das Budget des Ministeriums des Auswärtigen in den Delegationen eine grade für die auswärtigen Angelegenheiten markante Persönlichkeit ist, und nun kommt die „Nationalzeitung“ und larzelt die Ungarn und ihre Politiker ab, die Chauvinismus treiben, Deutschland in ihren Reigen fangen möchten, was ihnen jedoch nicht gelingen werde, die heißblütig seien und die Stellung, welche sich die Zaren auf der Balkan-Halbinsel geschaffen haben, erschüttern möchten, was nicht so leicht sei. Es ist höchst merkwürdig und verdient die höchste Beachtung jedes Politikers in Oesterreich-Ungarn, daß sobald sich nur leise Symptome einer Annäherung zwischen den Höfen von Berlin und St. Petersburg des Charakters größter Herlichkeit angenommen, und es kann kaum mehr bezweifelt werden, daß mit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. die Annäherung zwischen Rußland und Deutschland vollzogen ist, und flugs schreiben die deutschen Oeffiziösen Artikel über das morgenländische Erbtheil des Zaren, daß ihm sein Ahnen hinterlassen und das zu pflegen und zu erhalten Deutschland ihn nicht hindern werde; darauf laufe die Staatskunst des Reichslaniers hinaus. Es ist noch gut, daß sich die Herren des Bundesvertrages erinnern, wonach ein Angriff Rußlands auf österreichische Grenzen auch ein Angriff auf Deutschland sei, freilich vielleicht auch nur in der Absicht, um Rußland den Weg zu zeigen, auf dem es vorgehen könne, ohne Deutschland zu be- greuen. Die österreichisch-ungarische Allianz erscheint in dieser Auffassung nur als eine Art Refugium für Deutschland, wenn dies eines nichts Besseres hat, so wie man auch mit nicht Gleichgestellten umgeht, wenn Gleichgestellte eben nicht vorhan- den sind.“ — So der Korrespondent des Münchener Blattes, welches besonders nach Oesterreich ausgezeichnete Beziehungen hat, und von dem deshalb gewiß nicht anzunehmen ist, daß es in einer immerhin sehr wichtigen Angelegenheit einem Namen das Wort giebt, dessen Ansichten in den maßgebenden Kreisen der ungarischen Hauptstadt vereinzelt dastehen und nirgends getheilt werden. Ist das letztere aber wirklich nicht der Fall, um spricht der Korrespondent die Ansicht maßgebender Pester Kreise aus, dann scheint dort die Thronrede des deutschen Kaisers nicht ganz den Eindruck gemacht zu haben, den man eigentlich hätte erwarten können und der wohl hier in Berlin auch erwartet worden ist. Auf alle Fälle aber bleiben die vorstehend wieder- gegebenen Aeußerungen, die, nebenbei bemerkt, garnicht vereinigt dastehen, ein bedeutsames Zeichen der Zeit.

Ein recht nervöser Staatsmann scheint auch der italie- nische Ministerpräsident Crispi zu sein. Gelegentlich einer De- batte über die Finanzverhältnisse Italiens in der Kammer, wo bei die Opposition die neugeplanten Steuererhöhungen zum Gegenstand ihrer Angriffe machte, schloß derselbe nämlich eine seiner Reden mit der Aufforderung, ihn und seine Kollegen vor der Last der Regierung zu befreien, wenn man nicht das erste deutsche Vertrauen in sie habe. Seine Erregung wuchs nach einer Replik des Abgeordneten Seismit-Doda, so daß er ausrief: „Unsere Politik ist so, wie sie ist! Sie kennen sie! Wenn Sie nicht zufrieden sind, so machen wir der Geschichte ein Ende. Ich habe es satt und wünsche nichts anderes, als ins Privatleben zurückzulehren. Das kann ich schwören bei allem, was mir heilig ist. Mag die Kammer sich einmal deutlich erklären, um mich schnell von der Last zu erlösen. Jedermann weiß, wie ich früher gelebt habe und welches Leben ich jetzt führen muß.“ Der Eindruck dieser Worte war natürlich ein sehr peinlicher. Nachdem Crispi höchst aufgeregt sich niedergesetzt hatte, verlangte auch der Finanzminister Maglioni in minder gemäßigtem u ruhigem Ton als sonst ein Vertrauensvotum. Unter heftigen Unruhe des Hauses und vergeblichen Versuchen des Vorsitzenden mehreren Rednern, welche Anträge stellen oder zurückziehen wollten, das Wort zu verschaffen, wurde durch Erheben von der Seite ein Antrag Rario's angenommen, dahin lautend: „Nach Anhörung der Erklärungen der Regierung geht die Kammer zur Berathung der Artikel über.“ — Italien steht wohl unter der Großmächten mit am nächsten vor dem Staatsbankrott und die ungeheure Steuerlast drückt dort am schwersten auf die untersten Schichten. Dabei sind dieselben fast vollständig politisch recht- los, und die Volksbildung liegt noch sehr im Argen. Unter solchen Umständen dürfte das Großmachtspielen bald seine Grenze erreicht haben, und Crispi mag alle Ursache haben der drohenden Noth durch seine Abdankung aus dem Wege zu gehen.

Die Ernennung des bisherigen Unterstaatssekretärs Herrfurth zum Minister des Innern wird von der „Allg. Ztg.“ folgendermaßen besprochen: Man war bisher daran ge-

Suntram hatte den Namen des Barons noch nie ge- hört. Er vermutete aber, daß es eine Art Original oder Menschenfeind sein müßte.

„Wenn er in der vornehmen Welt verkehren würde, sagte er sich, würde er nicht in dieser abgelegenen Stra- ße wohnen. Um so besser für mich! Ich laufe wenigstens nicht Gefahr, ihm anderswo zu begegnen. Ich will jetzt nur ver- suchen, langen Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen, die mich in Verlegenheit bringen würden.“

Es fiel ihm auf, daß ihn der Kammerdiener, statt ihn ins erste Stockwerk zu führen, durch eine lange Zimmer- flucht des Erdgeschosses geleitete.

Herr von Randal war sicherlich aus Artigkeit gegen seinen Besuch auf einem anderen Wege herunter- gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Torquato Tasso's Perker. Ueber den angeblichen Keiter des italienischen Dichters Torquato Tasso zu Ferrara finden sich in der „Gazzetta Ferrarese“ folgende Bemerkungen: Mehr als hundert Jahre, will sagen bis zum Juli 1868, blühte Tasso im Hospital von St. Anna in Ferrara eingeschlossen. Aber es ist falsch, daß er in jenem Loche oder in jenem Hund- korb steckte, den man den Fremden als den Keiter Tasso's an- preist und der Lord Byron zu so herrlichen Versen inspirirte. Tasso steckte über hundert Jahre im Hospital; aber die Gemäch- die er da inne hatte, kennen wir nicht mehr. Und gewiß ist auch, daß er „dalle sue stanze“ (von seinen Zimmern aus) schrieb; er gesteht es ja selber, er empfing da die Besuche ih- res befreundeter Besucher. Er war also weit eher unter Obhut im Gefängnis. Die „Gazzetta Ferrarese“ fordert demnach die Hospitalverwaltung auf, dem Jahrzehnte lang un- geschickten endlich ein Ende zu machen und den Leuten nicht weiter vorzuspiegeln, daß Tasso in dem Loche gesteckt, das man als sein Gefängnis ausbeude und wo die Fremden auf der Mauer ihren Namen aufzuzeichnen aufgefordert werden. In diesem Sinne sprach sich auch leghin Herr Gaetano Lodi in der Fer- raresischen Gesellschaft für Heimathskunde (Deputazione di storia Patria) aus. Dabei gab aber ein Mitglied besagter Gesellsch- noch folgende Geschichte zum Besten: Es sind etwa zwanzig

möht, Namen Charakter nisters' er inneren legung auf Sch politisch ernstlich Trübsal um eine ein Aus- läufig n' misfarisch nannt n' dacht ha Besiegun Mit Rü scheinen die A Durch nicht' des H' sagende nern treu- umgang genheit, welcher' daß er Strafen ist aber sich nie- lungen er hat, des Jan- mische G im Min- geniecht' ein Wer- bekannt, werden scheinlich Ministere treten r gegen se- man ein- schaftlich werden Die Ko- Heber je- soweit Nationa- Herr u- spruchs farblos-er jetzt ist- tages, d- Puttkan- darin m- Parteim- des Her- fast wie- Herr G- daß die- lehren, entspran- u. Puttk- räthe ne- Herr G- Fürsten der Fed- nennung- des Unt- gesehen aus Be- Herrn P- Di- nichts U- stierium- oder wi- Erwart- leicht ist- Bismar- machen- hat am- halten. Jahre h- Campag- Tasso's- hatten- Campag- einer G- ging's k- lich, du- dann g- entseht- zu seher- bleibt- Tasso's- diesem- nun au- Angeln- Saget- würdige- nun be- große U- seine a- Eleonor- Sie wo- für wa- mah. Sie mü- über, a- hospital- hinschw- empors- um ih- chen S- des atm- christen- der Fe- Blüthe- ort: inschlie- lang- inschlie- schen - maffen - weiter vorzuspiegeln, daß Tasso in dem Loche gesteckt, das man als sein Gefängnis ausbeude und wo die Fremden auf der Mauer ihren Namen aufzuzeichnen aufgefordert werden. In diesem Sinne sprach sich auch leghin Herr Gaetano Lodi in der Ferraresischen Gesellschaft für Heimathskunde (Deputazione di storia Patria) aus. Dabei gab aber ein Mitglied besagter Gesellsch noch folgende Geschichte zum Besten: Es sind etwa zwanzig

das Eigenmächtige, das dieses wichtige Ressort Männern mit klangvollem Namen und ausgeprägtem persönlichen und politischen Charakter übertragen wurde, denn die Persönlichkeit des Ministers des Innern ist maßgebend für einen großen Theil der inneren Verwaltung. Beabsichtigt war auch diesmal die Verlegung des Postens durch einen solchen Mann. Sie muß aber auf Schwierigkeiten gestoßen sein, die sowohl persönlicher wie politischer Natur gewesen sind. Der einzige Kandidat, mit dem ernstlich verhandelt worden ist, der Oberpräsident Graf Hedlitz-Trübschler, hat abgelehnt, man ist dann offenbar in Verlegenheit um einen anderen geeigneten Kandidaten gewesen und es sollte ein Ausweg darin gefunden werden, daß Herr Herrfurth vorläufig weiter die Geschäfte des Ministeriums des Innern kommissarisch führte. Weshalb er nun plötzlich zum Minister ernannt worden ist, während bisher Niemand ernstlich an ihn gedacht hat, ist nicht klar. Vielleicht will man durch die definitive Befragung des Postens die in letzter Zeit ernsthaft aufgetauchten Befürchtungen beseitigen, daß Herr v. Puttkamer, der beim neuen Kaiser persona grata ist, zurückberufen werden könnte. Mit Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen und die sich anbahnende vorbereitenden Parteiveränderungen bei denselben wäre die Fortdauer eines solchen Verdachts bedenklich gewesen. Durch die Ernennung des Herrn Herrfurth ist auch der praktisch nicht unwichtige Streit, ob wieder ein Konservativer vom Schlage des Herrn v. Puttkamer oder eine der Mittelpartei mehr zuzugewandene Persönlichkeit an die Spitze des Ministeriums des Innern treten sollte, glücklich entschieden oder vielmehr richtig, umgangen worden. Herr Herrfurth hat keine politische Vergangenheit, er ist kein Parteimann, man weiß wenigstens nicht, welcher Partei er angehört. Es ist selbstverständlich anzunehmen, daß er als erster Beamter des Herrn v. Puttkamer und des Grafen Eulenburg zur konservativen Partei gerechnet wird. Er ist aber mit dieser Zugehörigkeit niemals hervorgetreten. Er hat sich nie um ein Mandat beworben, man kennt keine Amtshandlungen von ihm, die einen parteipolitischen Charakter tragen und er hat, wenn er in den Parlamenten als Vertreter des Ministers des Innern zu sprechen hatte, stets rein sachlich und ohne polemische Schärfe gesprochen. Herr Herrfurth ist seit langer Zeit im Ministerium des Innern, er hat in ihm seine Karriere gemacht, genießt den Ruf eines bedeutenden Arbeiters, ist schriftstellerisch durch ein Werk über Kommunalverwaltung und Steuerstatistik rühmlich bekannt, hat aber, was in der jetzigen Zeit auch hervorgehoben werden muß, niemals für einen Streber gehalten und wahrscheinlich bis vor kurzem selbst nicht daran gedacht, daß er jemals Minister des Innern werden könnte. Wie er als solcher auftreten wird, bleibt abzuwarten. Vorläufig wird keine Partei gegen seine Ernennung etwas einzuwenden haben, und wenn man eine Persönlichkeit gesucht hätte, deren Ernennung leidenschaftlos von Konservativen und Nationalliberalen hingenommen werden muß, so hätte man kaum eine geeignetere finden können. Die Konservativen, die natürlich einen selbstbewußten Junker lieber sehen würden, müssen schweigen, denn Herr Herrfurth ist, soweit er überhaupt zu einer Partei gehört, konservativ; die Nationalliberalen, die gegen einen Nachfolger vom Schlage des Herrn von Puttkamer wahrlich doch den Mut des Widerpruchs gefunden hätten, werden gegen einen Mann von so farblosler Vergangenheit auch nicht einwenden können. Gerade jetzt ist die Adresse der drei konservativen Fraktionen des Reichstages, des Abgeordnetenhauses, des Herrenhauses an Herrn von Puttkamer bekannt geworden. Der ehemalige Minister wird darin mit einer anerkennenswerten Offenheit als konservativer Parteiminister geehrt. Dem gegenüber muß die Ernennung des Herrn Herrfurth vom Standpunkt aller übrigen Parteien fast wie ein Gewinn erscheinen. Ob sie ein solcher ist, oder ob Herr Herrfurth als Wahl- und Polizeiminister wider Erwarten doch die Bahnen seines Vorgängers einschlägt, kann nur die Zeit lehren, den Ton desselben wird er sicher nicht einschlagen. Der entsprungene Eigenart und dem besonderen Talent des Herrn v. Puttkamer, den könnten ihm nur einige seiner jüngeren Landräthe nachmachen. Im Uebrigen darf man nicht vergessen, daß Herr Herrfurth Minister unter — oder vielmehr neben dem Fürsten Bismarck ist. Daß einem dieses „neben“ so schwer aus der Feder will, ist auch bezeichnend für die Bedeutung der Ernennung.

Nur als ein Provisorium wird hier die Ernennung des Unterstaatssekretärs Herrfurth zum Minister des Innern angesehen; so läßt sich der „Damb. Corr.“ von seinem Leibarztischen aus Berlin telegraphieren. — Nicht schmeichelhaft für den neuen Herrn Minister!

Die Ernennung politisch farblosler Beamten zu Ministern, so schreibt die „Nat.-Sta.“, ist in Preußen bekanntlich nichts Ungewöhnliches, eher die Regel; gerade für das Ministerium des Innern ist sie allerdings kaum schon dagewesen, aber wir haben keinen Grund, sie anders als in unbefangener Erwartung der Thaten des neuen Ministers aufzunehmen. Vielleicht ist die Vermuthung berechtigt, daß der Einfluß des Fürsten Bismarck sich in diesem Ressort stärker, als bisher, geltend machen werde.

Der Marineminister Generalleutnant v. Caprioli hat am Freitag die Genehmigung seines Entlassungsgesuchs erhalten. Am Sonnabend hat ihn, nach der „Kreuzztg.“, General Jahre her, da war es der verstorbene Hospitalportier Giorgio Campagnoli, der den Führer durch den sogenannten Kerker Tasso's machte. Das ging ungefähr auf folgende Weise von Tasso: Ein Fremder kam — sagen wir ein Engländer, Campagnoli ging voran, hatte ein Bündel großer Schlüssel in einer Hand und eine Kerze in der andern, und durch den Garten ging's in den „Kerker Tasso's“. Zwei schwarze Gitter öffneten sich, durch die man in einen dunklen, dumpfen Korridor kam; dann ging's in einen schmüßigen, feuchten Hofraum, wo eine entsetzliche Atmosphäre wehte — da belam man eine Inschrift zu sehen, die mit den Worten begann: „Permatovi o posteri!“ Bleibt hier stehen, Ihr späteren Geschlechter, und wo die Leiden Tasso's beschrieben waren. Mit Andacht las der Fremde. Aus diesem Hofraume drang Licht in den Kerker Tasso's, der sich nun aufthalt, indem der Führer eine seit Jahren aus den Angeln gehobene Thür wegshob. It's ein Gefängniß? — Saget lieber: Ein spanischer Inquisitionskerker, ein Ezzelin's würdiger Gemäuer. Der Engländer kam außer sich, und nun begann der Cicero: „Das ist der Kerker, in dem der große Dichter sieben schreckliche Jahre lang saß. Er hatte keine andere Schuld begangen, als seine Eleonore zu lieben — Eleonore, die, wie Sie wissen, eine Prinzessin aus dem Hause Este war. Herzog Alfonso ließ ihn hier einerkern, weil er ihn für wahnhaft hielt. Tasso aber litt nur an Liebeswahn. Hier hat er seine wunderbaren Briefe geschrieben, aber Sie müssen wissen: Damals war noch nicht jene Gasse gegenüber, auch hing dort nicht vor ihm jene Schmutzwäsche der Hospitalstrassen, wie heute — sondern frei durfte er sein Auge hinschweifen lassen und zu den Fenstern des Este'schen Schlosses emporschauen — dort zeigte sich ihm nicht selten seine Geliebte, um ihm seine Gefangenschaft etwas kurzweiliger zu machen. Hier sehen Sie auch, mein Herr, die Steine, auf denen das Haupt des armen Dichters ausruhte, und auf jener Mauer die Unterdrückten großer Männer, die dieses Gefängniß leitend besuchten.“ Der Fremde stand indeß in irgend eine westliche Melique, ein Stückchen Biegelstein, in die Tasche. Indessen fuhr der Führer fort: „Hier war es auch, wo Lord Byron sich für einen Tag einsperren ließ, um das schönste unter seinen Gedichten abzuschreiben.“ Dann ging es wieder hinaus. Der Engländer ging von dannen im guten Glauben, den „Kerker Tasso's“ gesehen zu haben.

Ein vergessener Eisenbahnzug. Dem „P. L.“ wird aus Bombor geschrieben: Es ist nicht mehr auffallend, wenn heuteutage die mannichfachen Gegenstände in Verlust geraten, wenn man die Vorkationsausfahrungen der Bahnen über

v. Albedull besucht wegen Annahme eines höheren Kommandos in der Armee.

Die wärmsten Lobeserhebungen des gestürzten Herrn v. Puttkamer trifft die „Kreuzztg.“ fast täglich auf. So läßt sie sich aus Mitteldeutschland einen „Eine Ehrenschuld Norddeutschlands“ betitelten Artikel schreiben, in welchem das Werk der Glorifizierung des Exministers fortgesetzt wird. „Eine solche Ehrenschuld gilt es, so beginnt das Skriptum, gerade in den jetzigen bedeutsamen Tagen, wo Allddeutschland unter dem jungen Kaiser die Bewunderung jedes ersten Politikers erregt, einzulösen einem Staatsmanne gegenüber, der allein jetzt in den großartigen Versammlungen im Stadtschloß zu Berlin fehlte, wo er seit einer Reihe von Jahren nicht etwa durch seine ritterliche, männliche schöne Erscheinung, sondern eben so durch seine Worte und Thaten als einer der ersten Paladine der Königs- und Kaiserkrone glänzt hat. Robert Viktor von Puttkamer darf die deutsche Nation in einem Augenblick, wo das Prinzip, für welches er in hervorragender Weise als vielleicht die meisten Staatsmänner seiner Zeit mit seiner ganzen gewinnenden Persönlichkeit eingetreten ist, der monarchische, zu neuem Glanz und epochemachender Bedeutung gelangt, nie und nimmermehr vergessen.“ Dann zählt der Einsender des Artikels die Verdienste des Herrn von Puttkamer auf und schließt: „Wir aber schließen mit dem innigen Wunsche, daß ein Mann, der so glänzend, wie Staatsminister v. Puttkamer, nicht nur dem preussischen Königshause, sondern ganz Deutschland gedient hat, nicht eher dem öffentlichen Wirken entsagen werde, als bis der Herr aller Herren ihm einst vereint mit dem ehrwürdigen Kaiser, dessen Paladine, gleich ihm selbst, der deutschen Nation unvergessen sind.“ — Die „Freis. Blg.“ fügt hinzu: „Umsonst, Du rettest den Freund nicht mehr!“

In einem Bruch des Partells von nationalliberaler Seite soll es doch gekommen sein. Gerade Herr Miquel soll in den viel besprochenen Verhandlungen betont haben, daß auf die jetzigen Landtagswahlen spätestens im Februar 1890 wieder Reichstagswahlen folgen. Allerdings soll den Provinzen freie Hand gelassen werden, im Prinzip aber das Bündniß mit den gemäßigten Konservativen bestehen bleiben. — Dieses Prinzip ist das einzige, über welches der nationalliberale Wismarsch verfügt.

In der neuesten Nummer des „Demokrat“ finden wir einen ausführlichen Bericht über die Delegirtenversammlung der demokratischen Partei in Rheinland-Westfalen, in welcher bekanntlich die Ausschließung des Musterdemokraten Lenzmann erfolgte. Einige Ausführungen von Rednern in der Diskussion sind interessant genug, um wiedergegeben zu werden. So äußerte sich der Rechtsanwalt Meios-Weipzig u. a. wie folgt: Wenn Lenzmann erklärt habe, daß er nach wie vor erziger Demokrat sei, so müßte er demselben erklären, daß es nicht genüge, sich zu den demokratischen Grundsätzen zu bekennen, sondern daß man vor allem nach denselben handeln müsse. Das habe Lenzmann nicht gethan. Denn er habe den Grundsatz, daß der Einzelne sich dem Gesamtwillen unterwerfen müsse, vollständig ignoriert. Wenn Lenzmann sage, daß seine Kandidatur aussichtslos gewesen sei, gleichzeitig aber versichert habe, daß er durch seine Kandidatur die demokratische Sache im Wahlkreise ruinirt haben würde, so sei dies vollständig ungeschicklich. Denn wenn Lenzmann mit seiner anerkannt aussichtslosen Kandidatur gestimmt haben würde, so würde er eben den Wahlkreis für die Partei erobert und denselben voraussichtlich auf lange Zeit hinaus der Partei gesichert haben. Völlig ungeschicklich seien die Ausführungen Lenzmann's über die Stellung der Demokratie zur freisinnigen Partei, der Unterschied sei klar gegeben, die Demokratie vertritt die Volkssouveränität, die freisinnige Partei verlangt bloß die konstitutionelle Monarchie, mit der sich der Demokrat nicht begnügen könne. Ebenso schroff, ja noch schroffer sei der Gegensatz auf sozialem Gebiete. Die freisinnige Partei sei daher keine verwandte oder befreundete Partei, dieselbe habe selbst sich nie als solche gefühlt oder bezeichnet. Die folgenden Redner, Kaumann, Adams, Hellmann führen an, daß Lenzmann die Interessen der demokratischen Partei schon früher wiederholt geschädigt, und daß er seine frühere schroffe Stellung zur freisinnigen Partei völlig ausgegeben und sich derselben wieder genähert habe. Schamemann: Das Verhalten Lenzmann's in den letzten Jahren habe ihn gründlich enttäuscht. Lenzmann habe alle seine Verpflichtungen gegen die Partei nicht erfüllt. Er, Redner, stehe vollkommen auf dem Boden der Meios'schen Ausführungen. In gleichem Sinne sprachen dann noch mehrere andere Redner, worauf die bekannte Resolution angenommen wurde.

Die Nothwendigkeit der dreijährigen Dienstzeit wird, so lesen wir in einer Korrespondenz der Chemnitzer „Presse“ aus Wilhelmshaven, dadurch treffend illustriert, daß eine Anzahl Marineoffiziere die Maler- und sonstigen Renovierungsarbeiten in der Kasernen hier ausführen und dabei schon seit Wochen thätig sind. Jedenfalls müssen die Betreffenden sich bereits alle militärischen Kenntnisse angeeignet haben, so daß sie auf ihre weitere Ausbildung in der Vaterlandsvertheidigung verzichten können, denn die Ausbildung in der

„vergeßene“ Gegenstände oder aber die Aukrit des „Kleinen Anzeigers“ mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, kann man sich hiervon zur Genüge überzeugen. Aber ganz ohne Beispiel dürfte es sein, daß ein ganzer Eisenbahnzug mit „Mann und Maus“ in Verlust geräth. Die Reisenden des am Sonnabend Morgen 6 Uhr von Sabadala nach Bombor abgegangenen Zuges können nämlich hietüber eine löbliche Geschichte erzählen. Der Zug krollte mit gewöhnlicher behäbiger Ruhe die endlos gerade Strecke dahin, als die Reisenden plötzlich eine merkwürdige Abnahme der „ermöglichten“ Fahrgeschwindigkeit verspürten, der sodann ein vollkommenes Stehenbleiben folgte. Alles sprang erschrocken von den Sitzen auf, alle angsterfüllt und klopfenden Herzens zu den Fenstern, aber schon in der nächsten Minute ertönte ein homerisches Gelächter, das sich von Fenster zu Fenster fortpflanzte. Man sah nämlich die Lokomotive mit einem einzigen Wagen vorauslaufen und dank dem abgeworfenen Ballast rasend dahindraufen, so daß die Maschine bald den Blicken gänzlich entschwand. Dem ersten Bahnwächter, den der seltsame Zug passirte, kam dieser „Extrazug“ nicht geheimer vor, er gab daher das Signal weiter, denselben aufzuhalten, was auch beim dritten Wächterbaufel gelang, zum nicht geringen Schrecken des Zugführers, der keine Ahnung davon hatte, daß er den Zug verloren. Nun hieß es, Kontroldampf geben, die Lokomotive erreichte glücklicherweise den „verlorenen“ Zug, wo sich inzwischen die Reisenden in den üppigen Weizen- und Hafersfeldern ergingen, den Stand derselben genau beständig konnten, allerlei mehr und minder gute Gelegenheitswägen zum Besten gaben und der Komit der Situation entsprechend kurzweil trieben. Nun hatte aber der unfreiwillige Aufenthalt „im Grünen“ ein Ende, man mußte einziehen, das durchgegangene Dampfrohr wurde vorgepannt, „Rehett!“ ein schriller Pfiff, die Lokomotive pustete und stöhnte, aber der Zug rührte sich nicht von der Stelle. Der Lokomotive war eben — was nicht zu verwundern — durch das schnelle Hin- und Herlaufen die Kraft ausgegangen, den ungewöhnlich, parodon ganz gewöhnlich langen Zug fortzuschleppen, und es blieb nichts anderes übrig, als denselben in zwei Hälften zu theilen und dann jede derselben separat zur nächsten Station zu „ziehen“, wo der unglücklichen Lokomotive frische Lebenskraft für die Weiterfahrt eingeflößt wurde.

Ueber die höchst erreichbare Geschwindigkeit der Lokomotiven enthält der Londoner „Engineer“ einen interessanten Aufsatz. Dasselbe, heißt es dort, bringen es die schnellsten Züge nie auf 60 englische Meilen oder 96 Kilometer in der Stunde, und es sei die erhoffte Schnelligkeit von 80

Handhabung des Pinsels dürfte doch schwerlich dazu zu rechnen sein.

Ein größerer Sozialistenprozess steht demnächst vor dem Landgericht in Hamburg bevor. In Sachen der im November v. J. in Barnbeck verhafteten Personen ist gegen zwanzig derselben Anklage erhoben und diesen vor einigen Tagen die Anklageschrift zugestellt worden. Die Anklage lautet auf Vergehen gegen die §§ 128 und 129 des Strafgesetzbuches.

Elbflüßiges. In Nancy will man an der Hand der Eisenbahnstatistik herausgerechnet haben, daß in den ersten vierzehn Tagen der Vahpflucht (1. bis 15. Juni) einzig auf dem dortigen Bahnhofe nach deutschen Stationen ungefähr dreitausend Fahrbillets weniger als in dem entsprechenden Zeitraume des Vorjahres ausgegeben worden sind.

Oesterreich-Ungarn. Herr Schönerer, der Antisemit, hat, wie gemeldet wird, dem Landesgerichte durch seinen Anwalt mittheilen lassen, daß er die über ihn verhängte viermonatliche schwere Kerkerstrafe am 1. September antreten wird.

Großbritannien. Oberhaus. Die Bill, betreffend den Spiritushandel in der Nordsee, wurde in dritter Lesung angenommen. Wie das „Freeman's Journal“ mittheilt, erhielt der irische Abgeordnete L. Harrington einen Gerichtsbefehl, für den bevorstehenden gegen die „Times“ angeklagten Verleumdungsprozess alle Bücher, Papiere und Urkunden der Landliga, der Damen-Landliga und der Nationalliga dem Gericht vorzulegen.

In Downspatrie kam es zwischen nationalistischen Ausflüglern und 300 orangistisch gesinnten Miligen zu einer Schlägerei. Es heißt, daß die Orangisten (Protestanten) angefangen und die muslimatischen Instrumente der Kapelle der Ausflügler zertrümmert hatten. Die Polizei vermochte nicht, die Streitenden zu trennen.

Frankreich. Deputirtenkammer. In der Interpellation betreffs der Wahlfälschungen in Carcassonne erklärte Floquet, es stehe fest, daß der Maire den gerichtlichen Befehlen Widerstand geleistet und Unordnung verursacht habe. Der Präfeld habe mit dem Bürgermeister kompromittierende Beziehungen gehabt. Floquet fragt an, welche Maßnahmen die Regierung in Bezug auf den Präfeldern ergreifen werde. Floquet erwiderte darauf, der Bürgermeister von Carcassonne sei krank gewesen und sein Stellvertreter habe die Verhaftung beföhlen und damit unklug und ungesetzmäßig gehandelt. Floquet belobt den Präfeldern, dessen Dienste seitens der Regierung anerkannt werden müßten. Wenn die Kammer sich dahin aussprechen sollte, daß die Regierung ihre Pflicht gethan habe, so müßte die Regierung zurücktreten. Floquet sagt, man suche die Regierung in Miskredit zu bringen, bevor man ihr den letzten Stoß versetze. Er glaube, daß gegen ihn Anschläge geschmiedet werden, aber die Regierung werde keine Unterstützung als von Seiten der Republikaner suchen und keine Hilfe von einer sich unwürdig benehmenden Seite annehmen. Nach der Antwort Floquet's lehnte die Kammer die einfache Tagesordnung mit 339 gegen 193 Stimmen ab, welche Floquet zurückgewiesen hatte und nahm darauf mit 328 gegen 172 Stimmen eine Tagesordnung an, welche das Vertrauen dem Cabinet ausspricht.

Im Loiret Departement stand eine Abgeordnetenwahl an. Es handelte sich um den Sitz des verstorbenen Republikaners Davade, der im Oktober 1885 als Zweiter der republikanischen Liste durchgedungen war. Die Boulangisten hatten es nicht gewagt, dort einen Kandidaten aufzustellen, und sie dürfen Recht gehabt haben; denn der General, zu dessen Gunsten sie insgeheim eine Rundgebung erhofften, erhielt ganze 17 Stimmen, der konservative Adoolat Dumas 24010, der radikalsozialistische Generalrath Lacroix 21888 und der Opportunist von Eichtal, einer der Großgrundbesitzer des Loiret, 20516 Stimmen. Somit vereinigten die Republikaner 42394 Stimmen, 3000 mehr als Davade vor 3 Jahren erzielt hatte. Eine Stichwahl ist nothwendig. Vielleicht bringen die Opportunisten der republikanischen Disziplin ein Opfer und geben ihre Stimmen am 15. Juli Lacroix.

Die Kammer nahm die Art. 3-6 des Haftpflichtgesetzes mit Ausnahme des Paragraphen des Art. 4 an, worin ausländische Arbeiter von der Entschädigung ausgeschlossen werden. Der Referent Ricard erklärte, daß die Kommission diesen Paragraphen in das Gesetz aufgenommen habe als Repressalie gegen die deutsche Gesetzgebung, die ebenfalls ausländische, d. h. französische Arbeiter (Unruhe) ausschließe. Die Kammer lehnte diesen Paragraphen mit 216 gegen 189 Stimmen ab; der Art. 7 wird durch einen Antrag des Abg. Audiffret ersetzt, wonach einem Wittwer die gleiche Entschädigung gewährt wird wie gegebenen Falls einer Wittwe.

Den belgischen sozialistischen Zeitungen war bisher der Eintritt in Frankreich verboten. Das Ministerium Floquet hat dies Verbot nunmehr aufgehoben.

Der Unterrichtsminister Lacroix hielt dieser Meilen oder 128 Kilometern ein Bahn. Warum? Einmal wegen des Widerstandes der Luft. Derselbe komme bei dieser Geschwindigkeit dem Druck des schwersten Orkans gleich, wozu noch der Umstand trete, daß die Maschinen häufig dem Winde entgegenfahren. Ferner müßte sich ein 7 Fuß Lokomotiv-Treibrad bei 80 Meilen in der Minute 320 Mal drehen, und jeder Zylinder sich 740 Mal mit Dampf füllen. Diefem bleibe aber hierbei zum vollen Entweichen keine Zeit, und er wirke daher dem einwirkenden entgegen. Endlich seien die furchtbaren Schwingungen der arbeitenden Theile in Betracht zu ziehen.

Der lästige Anbiter. Die gewesene Seiltänzerin und Trapezünstlerin Wilhelmine Barteler in Wien hatte zwei Mal beim Wohnungswechsel in dem polizeilichen Melderegister ihren Namen und Geburtsort falsch angegeben. Das Polizeikommissariat erstattete wegen dieser abweichenden Angaben gegen Wilhelmine Barteler eine Anzeige wegen Falschmeldung. Bei der hierüber vor dem Bezirksgerichte Ottakring stattgehabten Verhandlung erklärte sich die Angeklagte für schuldig und fügte ihrem Geständnisse folgende Erläuterung zu: Sie sei die Tochter eines Akrobaten, mit dessen Truppe sie viele Jahre lang in ungarischen Städten und Dörfern umhergezogen. Nachdem ihr Vater gestorben, wurde sie Dienstmädchen, was sie auch jetzt ist. Nun verfolgte sie seit geraumer Zeit ein „Künstler“, ein Akrobat natürlich, mit Liebesanträgen. Dieser Mann sei ihr im höchsten Grade wunder, sie könne sich vor ihm nitendgs verbergen, denn jede Wohnung mache er, indem er bei allen Polizeikommissariaten nachfrage, früher oder später ausfindig. Er meine es wohl ernst mit seinen Heirathsanträgen, aber sie könne ihn nun einmal nicht leiden. Um ihm nun ein Schnippchen zu schlagen, habe sie auf dem Melderegister ihren Namen und Geburtsort geändert, damit er auf der Polizei ihre Wohnung nicht mehr erfahre. Das Mittel sei auch probat gewesen, denn von nun an konnte sie der lästige Anbiter nicht mehr besuchen. Der Richter verurtheilte die Angeklagte unter Anwendung des außerordentlichen Milderungsrechtes zu 24 Stunden Arrest.

Begräbnis und Hochzeit an einem Tage. In einer Ortshaus bei Jeffersonville, Ind., hielt der lutherische Prediger Andrews, wie die „N. Y. H. J.“ berichtet, vor einigen Tagen an dem Grabe einer Frau Wascom die Leichenrede. Am Abend des Begräbnistages wurde der 73 Jahre alte Wittwer der Verstorbenen mit der 71 Jahre alten Schwester der letzteren von demselben Prediger „getraut“. Als Trauzeuge fungirte — ein Urenkel des Bräutigams.

Zuge im Amphitheater der Sorbonne bei der Preisvertheilung des „Vereins der Französischen Jugend“ eine Rede, in welcher er als Ziel des nach 1870 gegründeten Vereins, dem er selbst angehört, die Hebung des nationalen Sinnes und die sittliche und geistige Kräftigung der Jugend bezeichnete und namentlich die von der Schicksaltheilung des Vereins erlangten Erfolge anerkannte. Der Minister sagte dann: „Sie haben Recht, wenn Sie glauben, daß man sich auf alle Ereignisse vorbereiten muß, sogar auf solche, die man beseitigen will. Allein ich kann mich nicht enthalten, Vertrauen in die Weisheit der Völker zu gewinnen, und ich behaupte, daß trotz gewisser Postulirter Herzen in Europa einig mit den unsrigen schlagen. Unsere Studenten haben sich auf ihrer Reise zu den Vologner Festen davon überzeugen können, wo ihre würdige, gefällige und echt französische Haltung die Vereinerung aller erregt und allen Achtung abgenötigt hat. Ich denke mir, daß trotz allem die Welt nicht für immer durch Haß und Mißtrauen entsetzt bleiben kann. Es sind Bestrebungen der Gemeinamkeit und Brüderlichkeit, wie die ihrigen, welche früher oder später diese alte Welt ändern werden. Ich dachte dies jüngst, als ich das Museum Guimet verließ, wo sich unter anderen Seltsamkeiten eine sagenhafte Gruppe befindet, den Kampf eines von Wölfen strogenden Kindes mit einem Rinde darstellend, das als einzige Waffe einen Fächer trägt. Der furchtbare Riese ist das Sinnbild des blinden Hasses, der brutalen Gewalt. Das Kind, dessen Fächer die ganze Rüstung Stück um Stück fallen macht und das schließlich triumphirt, ich finde es in Ihrem friedlichen und unansehnlichen Werke wieder, das doch gewaltiger Anstrengungen und heldenhafter Erfolge fähig ist.“

Ein neuer Spion ist entdeckt, welcher versucht haben soll, sich in den Besitz eines Lebelgewehrs zu setzen. Der Verhaftete, ein Deutschschweizer Namens Jakob S., soll behaupten, er habe sich lediglich einen schlechten Scherz machen wollen.

Aus Algerien werden mehrfache Ruhestörungen durch die Eingeborenen gemeldet, unter welchen wegen Heuschreckenfraß Hungerstoth ausgebrochen ist. Der von den Heuschrecken angerichtete Schaden wird auf vierzig Millionen angeschlagen.

Holland.

Die holländische Kammer tritt am 10. d. M. zusammen. Der Rieuwenhuis'sche Antrag gegen das Truksystem wird gleich in einer der ersten Sitzungen zur Verhandlung kommen.

Amerika.

In der „Turtle-Mountain“-Indianer-Reservation

im Staate Dakota herrschen nach den Berichten, welche vom Missionspräsidenten dieses Staates, Bischof Marty, soeben dem Gouvernement vorgelegt worden sind, grauenhafte Zustände, die lebhaft an die Schilderung von „The famine“ — die Hungersnoth, in Longfellow's „Hiawatha“ erinnern. Zur Zeit indes, in welcher Longfellow's Schilderung spielt, sorgte noch kein „milder Vater in Washington“ für seine armen braunen Kinder, wie dies heute der Fall ist. Die genannte Reservation umfaßt nicht weniger als 5000 Seelen, Voll- und Halbblut-Indianer, meistens Christen, welche dachstüchlich verhungern, weil die ihnen von der Regierung zulommenden Provisionen seitens ungetreuer Agenten auf die Hälfte reduziert oder auch gänzlich unterschlagen werden. Die betreffenden Stämme werden als äußerst intelligent und arbeitsfreudig geschildert, aber jede Möglichkeit zu arbeiten und des Lebens Nahrung und Nothdurft dem Boden abzugewinnen, ist ihnen genommen. Trotz der schlechten Bedienung der Agenten sind diese Indianer verpflichtet, eine enorme Steuer für das von ihnen bewohnte Land (aus welchem sie keinen Nutzen ziehen) zu bezahlen; als ihnen dies in den Jahren 1885, 1886 und 1887 nicht möglich war, pfändeten brutale Agenten ihr Vieh, ihre Ackergeräthe, ja, ihr Samengetreide, so daß sie jetzt ohne alle Mittel dastehen. Und diese Indianer nennen nicht weniger als 9 Millionen Acker Landes ihr eigen, die unter einem günstigen Himmelsstrich liegen und, schlecht gerechnet, einen Verkaufswert von 2 250 000 Dollars haben. Zu diesem Preise wünscht nämlich die Regierung seit Jahren das Land zu übernehmen und den Indianern vier Prozent Zinsen (90 000 Doll.) zu bezahlen, wodurch dieselben aller Noth enthoben wären — inzwischen aber solchen weise Anseher das Land Stück für Stück, brutale Beamte entreißen den wehrlosen Indianern Geräthe und Vieh und entziehen ihnen die ihnen zulommende Unterflügung. Die Zustände sollen gräßlich sein, ganze Familien verhungern. Der Büffel, welcher ihnen in früherer Zeit Nahrung und Kleidung lieferte, ist längst von der Prairie jenes Landes verschwunden, die Flüsse sind arm an Fischen und die Felder liegen brach.

Afrika.

Nach einem Telegramm des Reuterschen Bureaus aus Durban griff eine aus Polizeitruppen und eingeborenen Hülfsmannschaften bestehende Streitmacht die Schaar der Injurgenen unter Anführung ihres Häuptlings an und schlug dieselben nach sechsstündigem Kampfe zurück. Die Verluste beiderseits sollen nicht unbedeutend sein. Die Engländer hätten unter anderen einen Offizier und zwei höhere Kommandirende der Eingeborenen verloren.

Kleine Mittheilungen.

Esleben, 3. Juli. (Wollenbruch.) Vor einigen Tagen ging bei Vatterde ein Wollenbruch hernieder, alles, was seinen Bereich kam, vernichtend. Wahre Ströme wälzten auf ihrem Wege alles mit sich fortziehend, gen Groß-Derner. Der hier vorbeistreichende kleine Bach, der sogen. Stockbach, von die neu hinzulommende Wassermenge nicht fassen, weshalb die sich weit darüber hinaus ergoß. Namentlich haben die der betroffenen Ackerflächen gelitten; die Frucht wurde aus dem Boden gespült, der Acker selbst verschlammte, Ackergeräthschaften davongeführt. Weiter unten nach Burg-Derner zu konnte später ausgetriebene Pflanzen in den Aesten der Obstbäume wehmen, ein Beweis dafür, wie hoch die Wasser gestanden hat. Der Fleiß mancher Jahre ist mit einem Schläge dahin. Viele Gebäude, so auch die Rheinische Dynamitfabrik bei Leimbach, stand unter Wasser; die auf die Dächer derselben gestülpten Menschen wurden später von herbeileitenden, hilfsbereiten Menschen aus ihrer mitleidigen Lage befreit. Außer den genannten Vorfällen haben noch sehr gelitten die Ortschaften Einsiedel, Hubitz, Thondorf u. s. w. Da es meist Kleinbesitzer betrifft, der Schaden um so nachhaltiger — Auch in der Gegend von Esleben, Hornburg, Nechtisrode und Holzella oberhalb Esleben ging ein Wollenbruch nieder, der noch verheerender wirkt haben soll, als der erste. Hier sind namentlich viele Schafzucht, Schweine, Hühner mit fortgeschwemmt und in Fluthen ungelommen. In vielen von dem Wasser heimgesuchten Grundstücken mußte das Vieh auf den Wäldern geborgen werden. Die Hoffnung auf eine einigermaßen gute Ernte, die man zu hegen konnte, ist mit einem Schläge zu nichte geworden. Es leben selbst ist nicht berührt worden, es wurden die Fluten durch einen Regen erfrischt.

London, 2. Juli. (Unglück zur See.) Der von New York in Queenstown angekommene Cunarddampfer „Umbria“ bringt die Meldung von dem am 1. Mai im Stillen Ozean während eines furchtbaren Sturmes erfolgten gänzlichen Untergange des Fischerschuners „Habel“. Von der aus 19 Meilen bestehenden Besatzung ertranken 14. Die fünf Ueberlebenden wurden am 21. Juni in San Francisco gelandet, nachdem acht Tage in einem offenen Boote zubrachten ehe es ihnen gelang, auf einer unbewohnten Insel, 200 Meilen von Karolanden, dort blieben sie, fast todt vor Erschöpfung, 13 Tage bis endlich der Schoner „Otter“ ihre Nothkanale bemerkte und sie aufnahm. Der Kapitän starb wenige Minuten nach der Landung auf der Insel an Erschöpfung.

Theater.

Donnerstag, den 5. Juli.
Opernhaus. Geschlossen.
Opernhaus. Geschlossen.
Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. Pariser Leben.
Frank's Theater. Hans Heiling.
Victoria-Theater. Die Kinder des Kapitäns Grant.
Sollankianer-Theater. Das erste Gebot. Die Unglücklichen.
Central-Theater. Die Himmelsleiter.
Stend-Theater. Die Löwenbändigerin von Paris.
Sausmann's Variété. Spezialitäten - Vorstellung.
Concordia-Theater. Spezialitäten - Vorstellung.

Schweizer-Garten.

Täglich:
Spezialitäten - Vorstellung
 Dinos-Truppe, Les Klicke, James Willon, Willberg und Elly Hetton.
 Volkbelustigungen. Im Saal: Ball. Abends: Gr. Illumination.
 Alles Nähere die Anschlagzäulen.

Seidel's kleiner Volksgarten
Gesundbrunnen
 60 Bad-Strasse 60.
 Jeden Sonntag:
Gr. Militär-Konzert
 verb. mit Schlachtmusik.
 Neu! Aufsteigen des fliegenden Menschen! Neu!
 epochen. Neubild auf aeronaut. Gebiete.
 Auftreten der Mailänder Thier-Kapelle.
 Im Saal: Großer Ball.
 Jeden Montag, Mittwoch und Donnerstag:
Grosses Frei-Konzert.
 Eintritt an Wochentagen frei, Sonntags 15 Pf.
 Die Kasseöffnung ist von 2-6 Uhr geöffnet.

Fassage 1 Str. 9 N. — 10 N.
Kaiser-Panorama
 Prachtvoll König Ludwigs Herrschenssee mit Lebenswürdigkeiten. — Der ganze Trauerzug u. Aufnahme Kaiser Wilhelms im Dom.
 Entree à Cycl. 0 Pf., Kind nur 10 Pf. Abonn.
 Malkasten, Eisen, solid, billig, gestrichen 1869
 Carl Müller, Zimmerstr. 63.

Sobien erschien:
Neue Welt-Kalender pro 1889.
 Preis 50 Pfennige.
 Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.
 Zu beziehen durch die Expedition dieses Blattes.

Volstermöbel, auch Theilzahlg., Garnituren, Divans, einz. Sophas, gearbeitet, billigst **Scharrstr. 2.**

Den Lesern dieses Blattes
 machen wir die Mittheilung, daß wir Herren-Anzüge und Sommer-Paletots nach Maß aus feinsten und besten Stoffen für **Mark 38 bis 60** unter Garantie des Gutstehens (auf Wunsch auch Theilzahlung) anfertigen. **Sonntags bis 2 Uhr geöffnet.**
L. Dresdner & Sohn, Friedrichstraße 169, 1 Treppe.
 Wir bitten um zahlreichen Zuspruch. [1195]

Weimann's Volksgarten.
 1. Eingang Badstr. 54/56. **Gesundbrunnen.** 2. Eingang Bankstr. 25.
 Größt. Vergnügungspark d. Nordens v. Berlin (ca. 10 Morg. m. großart. Park u. Gartenanlagen).
 Alle Sonntag u. Mittwoch (spät. auch Mont. u. Donnerst.): **Gr. Militär-Konzert.**
 Luft d. span. Brüder Almar. Gebr. Weiss m. ihr. gelehr. Fel. Rumän-Salero-Truppe. Gr. Militär-Concert, ausgef. v. ganzen Musikkorps d. 2. Garde-Regim. u. Leit. v. Kgl. Musik-Dir. Herrn E. Reife. Elektr. Erleucht. d. ganz. Stabl., außerd. Gas-Flum. d. 12.000 bunte Lamp.
 Gr. Volksspiel l. prächt. neuen Hohenzollernsaal. Reichbefestigter Volksbelustigungspk. Anfang stets 4 Uhr Nachm. Morg. Weimann. Spezial für Mittwoch: Glanz. arrang. Kinderbelustigungsfeste.
 Pferdebahnverbindung mit allen Theilen der Stadt bis 12 Uhr 10 Minuten Nachts!

Todesanzeige.
 Allen Freunden und Bekannten zur Nachricht, daß mein lieber Mann, der Tischler **Heinrich Wolanka** nach schwerem Leiden verstorben ist. Die Beerdigung findet Freitag Nachmittags 5 Uhr nach dem Neuen Jacobikirchhof vom Trauerhaus aus statt. Die trauernde Wittwe **Marie Wolanka.** 1437

Unserm Genossen **Herrmann Seliger** zu seinem heutigen Wiegensfeste ein dreifach Hoch!!
Die bekannten Thatsachen.
 Alle Feeder aufgewacht, und erkennen die Nacht, Alle Kneipen? liegen still, Wenn Portemonnaie es will. Doch wünsche ich, da der Portemonnaie immer voll ist in Fülle. Denn sonst bliebe es in der Weinstocke zu leucht auch noch ganz stille, Drum kommt bei aus Ost, Süd, West und Nord. Denn einmal erst hier ist, geht so leicht nicht mehr denn außer einem guten Frühstück, Mittag und Abendtisch habe ich noch eine gute Weisung sowie ein gut Glas Baitisch und echtes Glas Bier à Glas 15 Pf. Es ladet ganz ergebenst W. Haugk. 1438

„Die Nord-Wacht“
Wochenblatt für das arbeitende Volk.
 Erscheint einmal wöchentlich, jeden Sonntag, achteitig, zum Abonnementspreise von 1 Mark vierteljährlich und 35 Pf. monatlich.
„Die Nord-Wacht“ ist in der kurzen Zeit ihres Bestehens zu einem der bestbesetzten Organe in den weitesten Kreisen der deutschen Arbeiter geworden. Im vollständigsten Tone gehalten und nach dem Grundsatz: „Alles für das Volk und Alles durch das Volk“, nur auf die Interessen des arbeitenden Volkes bedacht, tritt sie entschieden ein für durchgreifende soziale Reformen auf wirtschaftlichem Gebiet und eine freihetliche Entwicklung auf politischem Gebiet.
„Die Nord-Wacht“ bringt vorzügliche politische und sozialpolitische Vorträge und Abhandlungen, Reichstags- und Landtagsberichte, eine umfassende politische Uebersicht, genaue Berichte über alle Vorgänge auf gewerkschaftlichem Gebiet, über Krankenversicherungen u. s. w., eine gediegene Unterhaltungslehre sowie Original-Korrespondenzen aus allen Theilen Deutschlands. Der Arbeiterbewegung aller Länder widmet „Die Nord-Wacht“ ihre ganz besondere Aufmerksamkeit und orientirt ihre Leser über alle diesbezüglichen Vorgänge.
„Die Nord-Wacht“ ist in der Postzeitungsliste im achten Nachtrage unter Nr. 4246a eingetragen.
 Abonnements nehmen alle Kaiserlichen Postanstalten, die Filial-Expeditionen und Kolporteurs entgegen. Zu zahlreichem Abonnement ladet ein 1430
Redaktion und Verlag der „Nord-Wacht“.
 Baut-Wilhelmshafen.

Steppdecken!!
 Nach beendeter Engros-Saison auch Einzelverkauf **Fabrik Berlin S., Oranienstr. 158.**
Große türkische und Purpur-Steppdecken, Stück 3,50 M.
Woll-Atlas-Steppdecken, imit. in Blau, Bordeaux und Grün, Größe 150 x 200 cm., Stück 7,50 M.
Emil Ledvre, Fabrik-Lager zwischen Moritzplatz und Oranienbrücke. Versandt gegen Nachnahme. NB. Einzelne ladichte Decken, sonst 8 u. 10 M., jezt 4 u. 5 M. 1269

Gebrachte und zurückgekehrte Möbel
 dar. Garnituren, Spinden, Sophas, Bettstellen, m. Federboden, Spiegel u. s. f. sehr billig, fern empf. eleg. u. einf. Möbel, Spiegel u. Polsterwaaren jeder Art. Theilzahlung gestattet.
J. Caro, Neue Schönhauserstr. vis-à-vis der Münzkasse, erste Etage.
Betten, 10 Mark
 1 Stand, vollständige Länge und Breite, nur 10 Mark, Bettfedern, Pfund von 35 Pf. an, nur laßt allein die Bettfedern-Engros-Handlung. 1. Geschäft **Bettfedernstraße 4, part. 2. Geschäft Brunnenstraße 189, 1. Zur Auswahl stehen 23 Sorten Federn. Billigste Bezugsquelle für Händler. 1439
Möbel, Spiegel und Polsterwaaren
 eigener Fabrik wegen Erparung der Ladenmieten billig **Brunnenstraße 28.**
Lager und Verkauf nur bei part. Zahlung nach Uebereinkunft.
Resterhandlung.
 Billige Reste zu Herrenhosen und Jacken sowie Jackets, Regenmäntel und Kleiderstoffe für Damen.
Paris, Laufferplatz 1, Ecke Waldemerkstr. 1439
 1 Hosenmacher a. d. Hause wird verlangt. Gr. Frankfurterstr. 76, II. D.**

Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren-Magazin
 von **Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.**
 Reelle Waare. Prompte Bedienung. [31]
 Verantwortlicher Redakteur: **H. Cronheim** in Berlin. Druck und Verlag von **Max Schütz** in Berlin NW., Deutschstraße 2.

Pr.
 Polige
 — wie
 weise
 Fabrik
 welche
 Dicht
 Soldat
 wenn
 Klärung
 eine C
 Velle
 ländlic
 welche
 hartig
 hält v
 ihm n
 Haut
 die S
 sogena
 darob
 krogen
 Beweg
 tigt.
 und
 Stelle
 wir d
 den U
 Es gi
 eng a
 entbe
 der or
 über
 macht
 Die I
 Die I
 eignel
 irabile
 Kopf
 regun
 schwer
 von u
 endlic
 zwang
 ausge
 lastun
 daß f
 den I
 sonde
 geschl
 heise
 Zeit
 besse
 des
 ebenis
 den I
 ist ein
 griffen
 er sch
 welche
 erschle
 Umän
 demd
 Kleidu
 lich se
 Gegen
 parad
 Krieg
 der S
 schma
 wird
 deren
 Weir
 nur
 unau
 beide
 Refl
 bedien
 nitz,
 dem
 die
 heisse
 lange
 schnell
 wenn
 gemac
 Aufge
 Kleidu
 üblich
 Thätig
 genau
 treffen
 eine
 ihrer
 Theil
 man
 Tgran
 erfolg
 mit
 einer
 Es lo
 die C
 bring
 nischen
 gleich
 Hade
 Schw
 es zur
 große
 sonde
 viele
 angez
 durch
 Körp
 stehen
 Reine
 Minu
 baron
 Waffe
 schlo
 wo:de

Lokales.

Die Unweidmässigkeit unserer Kleidung. Die Polizeiberichte melden aus verschiedenen Orten jetzt bei der Hitze — wie sie geherrscht hat — Fälle von Hitzschlag. Sonderbarerweise werden die Arbeiter, welche an heißen Tagen in den Fabrikräumen bei schwerer Arbeit schweben, und die Landleute, welche im Sonnenbrand die Ernte besorgen, viel weniger vom Hitzschlag heimgesucht, als Straßenpassanten oder marschierende Soldaten. Es wäre interessant, meinte die „D. Ostm. Ztg.“, wenn die Aerzte darüber eine Statistik aufstellen und eine Erklärung geben wollten. Sucht man mit dem Laienverstande eine Erklärung, so fällt einem zunächst der Unterschied in der Bekleidung auf. Der Arbeiter, sowohl der städtische wie der ländliche, trägt während seiner Beschäftigung eine Kleidung, welche außer den notwendigsten Rücksichten auf die Schamhaftigkeit kein anderes Gebot kennt, als die Zweckmässigkeit. Er hält die Haut bedeckt gegen die Sonnenstrahlen, aber es fällt ihm nicht ein, den Körper einzugehen, oder die Ventilation der Haut zu hindern. Wenn aber ein „wohlgelegter“ Bürger über die Straße schreitet, so unterwirft er sich den Vorschriften des sogenannten „Anstandes“ und der Mode, und wenn er auch darüber zu Grunde geht. Um den Hals muß ein feines Hemd getragen sich schließen, der nicht bloß erhitzt, sondern auch die Bewegungen des Blutes in den großen Halsadern beeinträchtigt. Nichts erschrickt belanntlich bei großer Hitze schneller und heftiger, als eine Abkühlung der Handwurzel an der Stelle, wo die Arterienadern zu fühlen sind. Damit wir diesen Vortheil nicht genießen können, legen wir uns um den Unterarm ein geschlossenes Hemd und eine steife Manschette. Es giebt Thoren, die sich Hemdbündchen und Manschetten so eng auswählen, daß der Unterarm des Luftzuges vollständig entbehren muß. Und mag die Hitze auch noch so afrikanisch sein, der ordentliche Mensch muß doch eine Weste und einen Rock über dem Hemde tragen. Im Verein mit dem Hosentuch macht das eine vierfache Umhüllung in der Mitte des Leibes. Die Weste offen lassen wäre ein Vergehen gegen die gute Sitte. Die Mehrzahl der Männer trägt schwere Hüte, welche mehr geeignet sind, den Kopf zu belasten, als den Nacken vor Sonnenstrahlen zu schützen. Die Filzhüte schließen die Ventilation des Kopfes ab, das undurchlässige Lederband im Hut trägt zur Erregung und Konserverung des Schweißes reichlich bei. Dazu noch schwere Stiefel von unporös gemachtem Leder und Strümpfe von überflüssiger Höhenausdehnung. Die „feinen Herren“ thun endlich noch ein Uebiges, indem sie die Hände in Handschuhe zwingen, wodurch nicht allein die Hand selbst von der Ventilation ausgeschlossen ist, sondern auch die Handwurzel eine neue Belastung empfängt. Die Soldaten haben den kleinen Vortheil, daß sie keine Weste zu tragen brauchen. Dafür haben sie aber den schweren Nachtheil des fest geschlossenen Rockes, und besonders schlimm ist der stehende Kragen mit der ebenfalls eng geschlossenen Halsbinde darunter. Eine widerstännigere Tracht für heiße Tage läßt sich kaum ausdenken. Man hat nun in neuerer Zeit mehr und mehr die Soldatenausrüstungen zu verbessern gesucht; die Oeffnung der oberen Knöpfe zur Befreiung des Halses ist schon längst in Uebung gekommen, ebenso wie man von der grausamen Verletzung abgesehen ist, den lebenden Truppen das Trinkwasser vorzuenthalten. Jetzt ist eine leichtere Ausrüstung der Soldaten in Einführung begriffen, aber leider bleibt noch der enganliegende Waffengürtel; er scheint unabweisbar zu sein, ebenso wie die Metallknöpfe, welche nichts weiter wie Pagarbeit mit sich bringen. Neulich erschien ein sehr vernünftiger Artikel, welcher eine gründliche Umänderung der Militärbekleidung befürwortete: ein wollenes Hemd und eine leichte weite Blouse darüber. So praktisch diese Kleidung auch in jeder Hinsicht sein mag, sie wird doch schwerlich schon in nächster Zukunft zum Siege gelangen, da die Gegenwart noch zu viel Gewicht auf die äußere, stramme, parademäßige Erscheinung des Soldaten legt, obgleich in Kriegszuständen alle diese Eitelkeiten dahinschmelzen wie Butter vor der Sonne. — Bei den Kellnern ist zwar auch ein gewisses geschmackvolles Aeußere in der Kleidung geboten, aber jedenfalls wird dasselbe nicht nur durch die fast allgemein übliche Tracht, deren sich die Kellner zu bedienen haben, erzielt. Die schwarzen Beinkleider und der schwarze Frack, beide eng anschließend, sind nur zu oft nichts weniger als geschmackvoll gearbeitet und, was unausbleiblich ist, nicht gerade „sehr reinlich und zweifelslos“; beide können unmöglich bei den Anstrengungen, denen sich ein Kellner, hat er im Sommer eine größere Anzahl von Gästen zu bedienen, unterziehen muß, praktisch und gesund sein. Man sehe nur, wie die Kellner Speisen und Getränke von der Küche und dem Puffet nach den entferntesten Tischen des Lokals, an denen die Gäste Platz genommen haben, tragend, in den heißen Stunden des Tages förmlich leuchten, wie oft und wie lange sie hin- und herlaufen müssen, wie dieser oder jener Gast schnell befriedigt sein will und wie mancher Kellner des Abends, wenn im Geschäft mehr Ruhe eingetreten ist, infolge der durchgemachten Strapazen zusammenbricht. Es würde eine dankbare Aufgabe für unsere Kleiderkünstler sein, für den Kellner eine Kleidung auszukümmeln, die an Stelle der jetzt fast allgemein üblichen Tracht des Kellners, welche unter Umständen in den Winter genau so Platz greift, wie im Sommer, ist gewiß durchaus zutreffend. Um so unangenehmer ist es, daß Gastwirthe sich erlauben, eine derartige aufreizende Thätigkeit der Kellner im Interesse ihrer „Arbeitgeber“ nicht zu bezahlen! — An den weiblichen Theil der Menschheit — die sogenannte bessere Hälfte — richtet man oft Aufforderungen zur Opposition gegen die Modeskrankei, — sie bleiben förmlich erfolglos! Ebenso erfolglos würde es bleiben, wenn man die Männer zum Bruche mit der unweidmässigen Tracht, z. B. zur Anlegung einer losen Blouse zur Sommerzeit, ermuntern wollte. Es lassen sich nur Milderungen der bestehenden Tracht, welche die Gesamterziehung nicht auffällig machen, in Anregung bringen. Wenn man die Haut von den Ventilationshindernissen der Kleidung zu befreien strebt, muß man aber auch zugleich an eine genügende Pflege der Haut durch Waschungen, Bäder und kalte Abreibungen denken. Je mehr Staub und Schweiß, desto mehr Wasser muß heran! Mit dem Baden sieht es zur Zeit sowohl in den Städten, wie auf dem Lande bei der großen Masse noch sehr schlecht aus; die Sache hat ja auch, besonders für ältere und für weibliche Personen, oft die größten, vielfach unüberwindlichen Schwierigkeiten. Dabei ist es wohl angezeigt, abermals darauf aufmerksam zu machen, daß man durch eine umfassende Waschung und anregende Abreibung des Körpers im eigenen Zimmer, am besten gleich nach dem Aufstehen, sehr leicht die Erfrischung eines Bades sich sichern kann. Keine Kosten, bloß eine lohnende Anstrengung von wenigen Minuten! Man hat den Eisenverbrauch als Kulturbarometer bezeichnet; mit mehr Recht könnte man an dem Wasserverbrauch den Stand der Gesundheitspflege ermessen.

Die Durchlegung der Zimmerstraße ist nunmehr beschlossene Sache. Damit ist eine endliche Verbesserung errungen worden, welche die Stadt seit mehr als fünfzehn Jahren in un-

ermühtem Kampfe gegen den Militärischus erzieht hat. Die Regierung von Nonn, von Ramele und bis in die neueste Zeit auch Bronsart von Schellendorf haben dem Verlangen nach einer laum mehr aufschließbaren Verkehrsverbesserung stets wichtige militärische Interessen entgegengelegt, welche das Aufgeben des militärischen Streifens des Gartens des Kriegsministeriums unmöglich machten, welchen man zur Durchlegung bedarf. Nun geht es unrlücklich. Bald nach dem Regierungsantritte Kaiser Friedrich's hatten die Bewohner der Zimmer-, Wilhelm- und Königsgrabenstraße ebenso wie die städtischen Behörden neue Versuche in Form von Petitionen an den Kaiser und Anträgen an den Kriegsminister gemacht. Allerdings, wenn man sich den Theil des Gartens ansieht, der für den Durchbruch geopfert werden soll, wird man es zwar erklärlich finden, daß man sich im Kriegsministerium nur ungern davon trennt, aber die Stichhaltigkeit der militärischen Gründe wird nur schwer einleuchten. Denn dieser Streifen legt sich, wie die „National-Zeitung“ schreibt, zusammen aus einer schmalen Kante von Gemüsepflanzungen und dann dem Stück einer Sommer-Reitbahn für die Offiziere des Kriegsministeriums. Die Reitbahn würde eine kleine Verlegung erfahren müssen. Das Vaterland wäre sicherlich nicht in Gefahr gerathen, wenn diese Verlegung schon vor zehn Jahren stattgehabt hätte. Nun, freuen wir uns der endlichen Lösung und hoffen wir, daß nicht jede Verbesserung, bei der die Stadt mit dem Militärischus zu verhandeln hat, solche Schwierigkeiten gegen sich aufwirft. In welcher Weise der Durchbruch durchgeführt werden wird, ist noch gar nicht festgestellt. Eine Bedauung auf beiden Seiten in der Fluchtlinie der neuen jezt in eine Sadgasse auslaufenden Verlängerung würde finanziell sich ja empfehlen, dagegen würde sie die jezt zusammenhängenden Gärten des Palais des Prinzen Albrecht und des Kriegsministeriums auseinanderreißen. Es erscheint daher wahrscheinlich, daß die Straße nur durchgeleitet wird, wozu wahrscheinlich eine Brücke nothwendig ist. Gleichzeitig mit dieser hochwichtigen Verkehrsverbesserung wird eine zweite als bevorstehend angezeigt. Der finanzielle Plan zur Verbreiterung der Friedrichstraße zwischen Behrenstraße und Unter den Linden um 4 Meter ist aufgestellt und gesichert. Die Einholung der staatlichen und städtischen Zustimmung wird alsbald bewerkstelligt werden. Schon vor etwa einem Jahre bestand dieser Plan. Er fiel damals zu Boden, weil schon auf vertrauliche Anfragen bei der Stadt sich herausstellte, daß auf die von ihr erwartete Wölfe in dem geschilderten Umfange nicht zu rechnen sei. Der Plan ist neu umgearbeitet worden und dürfte diesmal verwirklicht werden. Es ist an dieser Stelle deutlich nachzuweisen, wie sich Unterlassungssünden stets rächen. Dreimal hat man die Gelegenheit, die, wie Jeder sehen konnte, ganz unaufhaltsame Verbreiterung der Friedrichstraße in ihrem engsten Theile vorzunehmen, vorübergehen lassen, ohne sie in Angriff zu nehmen. Juerst, als die Passage gebaut wurde, dann, als an der Ecke Unter den Linden das Hotel und Café Bauer entstand, dann vor anderthalb Jahren, als der neue Parkbau der Schultheiß'schen Brauerei errichtet ward, ein Palais, der vor einem Monat erst bezogen wurde und nun wieder abgerissen werden muß. Statt der lothspieligen Bauten waren damals nur alte, vergleichsweise werthlose Häuser in Frage. Inzwischen wird dem oben zitierten Blatt mitgetheilt, daß die Vertheuerung — durch diese Verschönerung der Häuser entstanden — die Verwirklichung des ganzen Plans nicht aufzuheben vermag. Denn wenn die Straße um 4 Meter verbreitert wird, so kann die ganze Reihe um ein Stockwerk höher gebaut werden. Es ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, daß fast sämtliche auf die Linden zuführenden Querstraßen, sobald sie die Nähe derselben erreichen, sich verengen. Das ist linksseitig bei der Charlottenstraße der Fall, dann bei der Friedrichstraße, weiter hinauf bei der kleinen Mauerstraße, die gar nur den Charakter einer Durchfahrt hat. Auf der rechten Seite wiederholt es sich bei den schon genannten Straßen, dann bei der Neustädtischen Kirchstraße und der Neuen Wilhelmstraße. Diese Verengungen verhindern nicht allein die Weiterführung der Pferdebahn bis an die Linden oder quer über sie hinweg, sondern sind auch bei dem Zusammenströmen der Massen bei jedem außergewöhnlichen Anlaß die Stätten dringender Gefahr. Ganz besonders ist dies natürlich bei der „schärfsten Ecke“ Berlins, an der Kranzlerede, der Fall. Das Juristerröden der Offiziere vom Hotel Bauer bis zum Café Schultheiß würde eine Verbesserung von großartigster Tragweite sein.

Zur Kutscherfrage. Die Kutscherfrage hat sich bereits zu einer brennenden lokalen Tagesfrage herausgebildet. Der Fuhrwerksbetrieb auf den Straßen Berlins und die vielen durch Uebervahnen herbeigeführten Unglücksfälle halten das Publikum und die öffentliche Meinung unangenehm in Athem. Die Presse widmet dieser Tagesfrage die größte Aufmerksamkeit, aber die Kutscherfrage wird öffentlich debattirt und erst leztlich ging ein Artikel durch die Zeitungen, in welchem der Meinung Ausdruck verliehen wurde, daß es unter den obwaltenden äußerst schwierig gewordenen Verhältnissen schwer sei, für schnellfahrenden Fuhrwerk noch geeignete Kutscher zu bekommen. Zur Ergänzung der hierfür bereits angeführten Gründe mögen hier die Auslassungen eines Fachmannes folgen, welche zur richtigen Beleuchtung der Kutscherfrage einen nicht unwesentlichen Beitrag liefern. Wer bei den jezt obwaltenden Verhältnissen, so meint derselbe, irgend eine andere Beschäftigung finden kann, verzichtet auf die Führung eines Fuhrwerks ganz gewiß, weil erstens die Einkünfte die denkbar schlechtesten sind und zweitens jeder befürchten muß, bei der ersten Gelegenheit mit Strafe belegt zu werden oder wegen eines, meist durch Passanten veranlaßten Unglücksfalles ins Gefängniß wandern zu müssen. Hierzu kommt dann noch gewöhnlich — beim öffentlichen Fuhrwesen — eine tief in das Erwerbsleben der also Betroffenen einschneidende polizeiliche Bestimmung, nämlich die Entziehung der Fahrligitation, des sogenannten Fahrcheines. Was das zu bedeuten hat, kann nur derjenige beurtheilen, der davon betroffen worden ist. Die Entziehung der Fahrligitation dauert nach den polizeilichen Bestimmungen — wenigstens ist dies in Berlin der Fall — mindestens 2 Jahre! Und ob nach Ablauf dieser Zeit diesen Personen eine Fahrligitation wieder ertheilt wird oder werden kann, liegt im Ermessen der Polizeibehörde. Nun ist aber doch nicht anzunehmen, daß solche Kutscher fernertbin zur Führung eines Fuhrwerks absolut untauglich sind. In den meisten Fällen wird dies aber von den zuständigen Behörden angenommen und werden die Gesuche um Wiederertheilung der entzogenen Fahrcheine abschlägig beschieden. So kommt es denn, daß die vielfach geschulten und erfahrungsreichen Kutscher aus einem Verufe unfruchtbar ausscheiden müssen, in dem sie fast ein halbes Menschenalter zugebracht und sich und ihre Familien ernährt haben. Wenn auch die Behörde zu einem solchen Vorgehen befugt ist, so liegt doch in diesem Systeme eine besondere Härte, die sicherlich nicht dazu angethan ist, abföredend gegen die Ursachen, worauf dasselbe Anwendung findet, einzuwirken. Niemand, auch nicht die Behörde, wird dies in Wirklichkeit anerkennen können, da sehr häufig Kutscher, welche sonst als unschuldig und zuverlässig belannt sind, das Unglück

erleidet, einer Körperverletzung im Verufe sich schuldig zu machen. Gerade diese sonst bewährten Kutscher aber werden nunmehr dem öffentlichen Verkehre, in welchem sie sich lange Jahre durchaus nützlich erwiesen, für immer oder doch auf Jahre entzogen. Die also Gemahregelten erhalten in den seltensten Fällen wieder Stellung in ihrem Verufe, aus einem alten Kutscher ist schwer etwas anderes zu machen, so ist ein solcher also gezwungen, das Proletariat zu vermehren. Das Glück spielt beim Kutscher eine ebenso große Rolle, wie im allgemeinen menschlichen Leben und so geht gar mancher straffrei aus, während man andere wiederum immerfort beim Schopfe hat. Die Vorstrafen dienen der Behörde aber größtentheils als Grundlage zur Fahlscheinentziehung. Gleichwie es nicht die schlechtesten Früchte sind, an denen die Bienen nagen, so sind auch nicht immer diejenigen die untauglichsten Kutscher, welchen wegen irgend einer Sache neben anderen Strafen noch die Fahrligitation entzogen wird. Die Behörde würde dem allgemeinen Verkehrsinteresse nur nützen und dienen, wenn die alten erfahrenen Männer, welche im Fuhrwerksverkehre durchaus nöthig sind, demselben erhalten blieben.

Ueber die Spree sich lustig zu machen, gehört zu den Eigenarten der Nichtberliner. Und doch übertrifft die Spree, so seltsam das im ersten Augenblicke scheinen mag, nach ihrer Bedeutung als Wasserstraße die sämmtlichen übrigen deutschen Ströme mit allen ihren geschichtlichen Erinnerungen, malerischen Ufern, Burgruinen &c. Wie von sachverständiger Seite, vom Regierungsbaumeister W. Saegert in der „Nation“ ausgeführt wird, kann sich der Verkehre keines einzelnen derselben, in Zentren ausgedrückt, mit dem Verkehre auf der Spree messen. Die Spree hat nur geringes Gefälle und wird in ihrem Lauf vielfach durch Seen und Sümpfe unterbrochen. Das Wasser des Flusses fließt daher nur langsam ab, und ein etwaiger Ueberschuß wird in diesen natürlichen Reservoiren aufgespeichert; sie genießt daher den Vortheil, daß die Schifffahrt nur selten durch zu niedrigen Wasserstand gehindert wird und daß ebenso selten bedrohliche Hochwasserstände eintreten. Bei Spandau ergießt sie sich in die Havel, welche an dieser Stelle nur etwa halb so viel Wasser enthält, wie die Spree, so daß man eigentlich mit größerem Rechte sagen müßte, die Havel ergießt sich in die Spree; durch die Havel ist die Spree belanntermahen mit der Elbe verbunden. Mit der Ober fließt sie direkt durch den Mühlrose Kanal, indirekt durch die Havel und den Finowkanal in Verbindung, und weiterhin durch Warthe, Nege und den Bromberger Kanal mit der Weichsel. Diese weitreichenden Wasserstraßen sind für Berlin von unermeßlicher Bedeutung. Der größte Theil der Baumaterialien: Kiesel, Kalksteine, Sand, Mörtel und Bauholz; die Brennmaterialien wie: Holz, Torf, theilweise auch Kohlen; von Lebensmitteln vorzugsweise Obst gelangen auf diesem Wege in die Stadt, werthvollere Güter allerdings in geringerem Maße. Verhältnismäßig unbedeutend ist dem gegenüber zur Zeit noch der Personenverkehre auf den Wasserläufen der Stadt. Auf der Oberspree unterhält eine Dampfschiffgesellschaft den Verkehre mit dem am Flusse gelegenen Vergnügungsorten während der Sommermonate, auf der Unterspree sind ähnliche Unternehmungen ins Leben gerufen worden, aber mit geringeren Erfolge. Ein eigentlicher Verkehre zur Verbindung der am Flusse liegenden Stadttheile, wie er z. B. in Paris und London so lebhaft im Gange ist, besteht nicht, ist auch bei der geringen bisherigen Breite des Wasserlaufs und der Unterbrechungen durch die Stauwerke kaum möglich gewesen. Belanntlich wird demnächst eine Regulirung des Spreedettes in Angriff genommen. Offenlich werden sich dann auch in der Personenbeförderung auf dem die Stadt durchziehenden Ströme Verbesserungen einführen lassen.

Obst im Sommer. Die wesentlichste Bedingung für Speise und Trank, die man bei warmem Wetter zu sich nimmt, ist die leichte Verdaulichkeit des Genossenen. Es ist dann weniger Arbeit nöthig, weniger Gewerbeverbrauche, weniger von den Muskelbildung und Higeerzeugung besonders dienenden Stoffen, Brot und Fleisch; Obst, das zugleich schmackhaft und leicht zu haben ist, wird daher viel verbraucht. Es bietet die Vortheile einer zeitgemäßen Aenderung der Kost, die leicht, gesund und ein angenehmes Stärkungsmittel und Reizmittel für die Verdauung ist. Es giebt nur wenige Menschen, die es nicht in einer oder der anderen Gestalt genießen können. Für solche, die an Diabetes leiden, sind nur die am wenigsten wünschenswerthen Arten, wie gewisse Äpfel und Mandeln, mit Ausschluß aller anderen zuzubehalten, zu benutzen. Solche, die an Magensäure leiden, müssen bei der Wahl vorsichtig sein und ihren Verbrauch auf die am wenigsten reizenden, wie Erdbeeren und Weintrauben beschränken. Durchfall und Ruhr verbieten den Genuß allen Obstes. Auf der anderen Seite ist es für Leute, die an Verstopfung leiden, bisweilen das einzige verlässliche Mittel, das sie dauernd mit Behagen brauchen können; auch bei Nierenkrankheiten ist es von Nutzen. Die meisten Leute vertragen Obst gut und fühlen sich wegen seiner verdauenden Eigenschaften mobler darnach. Gesunde Menschen dürfen fast jedes reife Obst essen. Die milden Arten sind die gesündesten und nahrhaftesten — Erdbeeren, Äpfel, Birnen, Trauben und Stachelbeeren. Die letztgenannten jedoch, wie auch Johannisbeeren und Himbeeren, weniger als die anderen. Steinfrüchte verderben leicht den Magen, doch sind die mehr wässrigen, wie Pflaumen und große Pflaumen, besser als die kleineren und trockneren, wie Aprikosen und die kleinen schwarzen Pflaumen. Das Fleisch der Äpfel macht den Magen schwer. Getrocknete Früchte, und im allgemeinen die Haut der Früchte, sind unverdaulich. Nüsse, deren eßbarer Theil der Samen ist, enthalten viel Eiweiß, etwas Fett in verdichteter Form und sind besonders schwer zu verdauen. Obst kann bei der Mäßigkeit oder auch bei leerem Magen genossen werden. Im ersten Fall befördert es die Verdauung durch seine schwach reizende Wirkung auf die Schleimhaut des Magens und der Eingeweide. Die Menge des Obstes, die man nehmen darf, hängt von der Art desselben ab. Gehört es zu der milden, nahrhaften Klasse, so kann ein Gesunder davon so viel wie von jeder anderen Kost zu sich nehmen, doch hat er den meisten Nutzen, wenn er nur wenig und regelmäßig davon isst. Dasselbe gilt von dem Kranken, der es ertragen kann. Kochen benimmt dem rohen Obst viel von seiner Säure und macht es leichter und schmackhafter. Gelocht bringt es nur Nutzen und keinen Schaden; bei dem ungekochten muß als Grundlag festgehalten werden, daß es ganz reif, doch nicht überreif ist. Diese Bemerkung kann überflüssig erscheinen, und in der That, man ist darüber allgemein einig, doch scheinen einige Leute, und zwar nicht wenige, absichtlich grüne Stachelbeeren, grüne Äpfel und dergleichen nicht nur selber zu essen, sondern auch ihren Kindern zu geben, während doch schon die Härte solcher Obstes, abgesehen von seiner Verdauung, seine Untauglichkeit für die Verdauung anzeigt. Solche Menschen nehmen als Nahrung ein herbes, reizendes Gift zu sich, dessen nothwendige Wirkung in einer übermäßigen Absonderung der Eingeweide mit mehr oder weniger Entzündung besteht. Obst dagegen, welches überreif und somit in Gährung eingetreten, ist häufig Ursache zu diesem Leiden und daher gleichfalls zu meiden, vielleicht aber um so schwerer, weil der verstopfte Anfaß zur Gährung nicht leicht zu

erkennen ist. Diejenigen, welche Obst lieben, sollten nicht vergessen, daß der Mangel an Vorsicht bei jedem Obst jenen ruhrartigen Duetschall erzeugen kann, der unter dem Namen „Cholera“ bekannt und nicht selten von den schlimmsten Folgen begleitet ist.

Das Einschlafen der Kinder. Wenn kleine Kinder gesund sind, keinen Hunger haben, nicht naß liegen und nicht unpassend eingewickelt sind, dann schlafen sie ein, ohne daß sie eingewiegt werden. Viele Menschen glauben aber, ein Kind könne nicht von selbst einschlafen, es müsse zuerst von der Mutter oder der Wärterin so lange umhergetragen oder eingewiegt werden, bis sich endlich die müden Augen geschlossen haben. Die Kinder gewöhnen sich recht bald an das Einschlafen und je älter sie werden, desto schwieriger wird es, ihnen diese Gewohnheit wieder zu nehmen. Ja, wenn sie einmal an das Einschlafen, Einfahren und Einwiegen gewöhnt sind, schlafen sie gar nicht mehr anders ein. Wie viel einfacher ist das Zubettgehen der Kleinen, wo diese Gewohnheit nicht herrscht. Von den ersten Tagen an werden da die Kinder in ihr Bettchen gelegt und sich selbst überlassen. Nach kurzer Zeit haben sie sich an diese Behandlung gewöhnt und liegen gewöhnlich schon nach einer kleinen Viertelstunde im tiefen Schlofe. Sind die Kinder älter, so wird man sie zuweilen noch in ihrem Bettchen singen und summen hören, bis der Gesang allmählig verstummt. Auch bei so gewöhnten Kindern werden ab und zu Tage kommen, an denen der Schlaf sie nicht und wo sie ängstlich nach der Mutter oder Wärterin rufen oder auch zu weinen anfangen; dann genügen aber einige beruhigende Worte oder ein kurzes Verweilen am Bettchen, um sie zur Ruhe zu bringen. Allerdings gehört zu einer solchen Gewohnheit die äußerste Regelmäßigkeit. Ebenso pünktlich wie die Essenszeit muß auch die Zeit des Schlafens inne gehalten werden, und vor allem sollte man dafür, daß die Kleinen zum Schlafen nur hingelegt werden, wenn sie wirklich müde sind. Bei einiger Aufmerksamkeit und vernünftiger Eintheilung wird sich bei jedem Kinde eine Regelung des Schlafes anziehen lassen. Anfangs hat man bei einer solchen Behandlung der Kinder vielleicht ein wenig mehr Mühe und Last, als im anderen Falle; haben sich dieselben aber erst einmal an Einschlafen ohne Einschlafen gewöhnt, so wird man reich für seine Mühe belohnt.

Nach einer Mittheilung von C. J. von Lookeren in der „Misch-Zeitung“ soll nachstehend geschildertes einfaches Verfahren im Stande sein, uns über den Unterschied zwischen Natur- und Kunstbutter aufzuklären, sobald der Inhalt von fremden Fetten ein etwas beträchtlicher ist. Man kocht ganz reines Wasser (wenn möglich destillirtes) in einem reinen Gefäße und schmelzt zu gleicher Zeit eine geringe Menge der Butter (etwas mehr als nöthig ist, um einen Tropfen zu bilden) in einem Dreifüßler über einer Flamme. Man füllt ein Uhrglas + 15 Centimeter) theilweise mit dem siedenden Wasser und läßt dann sofort einen Tropfen des geschmolzenen heißen Fettes vorsichtig auf das Wasser fallen. Bei reiner Naturbutter breitet sich der Tropfen aus zu einer dünnen Schicht, aus welcher sich plötzlich mit großer Geschwindigkeit Hunderte von Tröpfchen bilden, die sich schnell nach der Peripherie des Wassers begeben. Bei Margarinebutter, Oleomargarin, pflanzlichen Oelen u. s. w. bildet sich auf die beschriebene Weise eine Fettschicht, welche sich in einigen großen Tropfen spaltet, die über der ganzen Flüssigkeit vertheilt bleiben. Bei Mischbutter neigt sich das Phänomen mehr nach der einen oder nach der anderen Seite, je nach der Menge des der Naturbutter zugesetzten fremden Fettes. Kleinere Mengen sind durch dieses Verfahren nicht nachweisbar. Damit der Versuch sicher gelingt, ist es nöthig, daß das Wasser nicht die geringste Trübung enthält und daß das Fett beim Ausschütten genügend heiß ist. Man darf es so stark erhitzen, daß sich unter Geräusch Dampfblasen bilden. Es muß dann sofort auf das Wasser gebracht werden. Wenn der Inhalt des Uhrglases abgekühlt und einige Zeit der Ruhe überlassen ist, so findet man in dem erstarrten Fette auch noch Unterschiede. Mit unreinem Wasser zeigen sich nach dem Aufgießen des Fettes eigenthümliche Figuren, die je nach der Natur der Verunreinigung eine verschiedene Form annehmen. Wenn man dem Wasser eine geringe Menge eines Salzes, z. B. Chlorammonium (Salzmilch) zusetzt, so vertheilt sich bei der Naturbutter die Fettschicht in viel größere Tropfen, die sich nur langsam nach dem Umkreise begeben; bei Margarin schiebt sich in diesem Falle die Fettschicht rascher als sonst zusammen, die Tropfen bilden sich schneller.

Eine besondere Gelobigung ist der Pantower freiwilligen Feuerwehre zu Theil geworden. Als am Freitag voriger Woche der Ruf „Feuer“ in Pantow ertönte, eilten die Mannschaften zum Spritzenhause, konnten jedoch kein Gespinnn am Orte aufreiben, um das Spritzengefährt nach der Brandstätte zu befördern. Kurz entschlossen spannten sich die Männer theils selbst vor den Wagen, theils stießen und schoben sie denselben, so daß er sich bald in ziemlich schnelle Bewegung setzte und nach verhältnißmäßig kurzer Zeit auf der Brandstätte in Nieder schönhausen anlangte, wo sich für die Herbeikommanden noch reichlich Gelegenheit zum Eingreifen in die Lösungsarbeiten fand. Für diese selbstlose und anstrengende Thätigkeit ist der Mannschaft der Pantower Feuerwehre auch von amtlicher Seite Anerkennung ausgesprochen worden.

Eine alte Bekannte wird von Wiener Blättern der deutschen Reichshauptstadt unter der Spitzmarke „Eine fahrende Prinzessin“ wie folgt signalisirt: Ein Kouspe während der nächtlichen Fahrt des Personenzuges von Wien nach Budapest. Als Passagiere ein pechschwarzer, dicker „Roppel“, der, alle Fahrregeln verhöhrend, auf den gepolsterten Sigen herumspringt und von Zeit zu Zeit bellende Laute von sich läßt. In einem Käfig ein munterer Bistig, der beständig piept. Ein zehnjähriger schlafender Knabe und eine stattliche, in einfaches Schwarz gekleidete Dame. In Preßburg steigt ein Reisender in diese Taschenausgabe der Arde Noah's ein, der „Roppel“ leift ihn an und zeigt drohend die Zähne, der Vogel singt lustiger, der Knabe fährt aus seinen Träumen empor und in der stattlichen Passagierin erkennt der Eindringling die Fürstin Bignatelli von Giercara. Die „Vollsjägerin“ aus Familienrückfichten“ hat toeben, wie sie erzählt, in der nächsten Umgebung Wiens eine Tournee beendet, von deren Resultat sie nicht besonders erbaud ist. Das Prestige der hochadligen Virtuofin scheint auf die Eingeborenen von Maria-Eyzersdorf, Kirchberg am Wagram und Korneuburg keine besondere Anziehungskraft gehabt zu haben, denn Ihre Durchlaucht ließ ihren Impresario im Etliche und verfügte sich nach Budapest, an welches sie jetzt ganz besondere Bande fesselt. Nachdem sie die Sehnsucht, die sie nach der stolzen Magyarenstadt führt, gestillt haben wird, beabsichtigt die Prinzessin nach Berlin zu reisen, um daselbst ein Engagement anzutreten. Der Knabe (ihr Sohn), der „Roppel“ und der Vogel reisen mit. Das Quartett ist unzertrennlich. Die Fürstin weiß diesmal wieder manches Interessante über ihre Familie zu erzählen. Ihre an einen in Paris lebenden polnischen Aristokraten verheiratete Schwester ist auf dem Punkt, sich von ihrem Gatten zu scheiden. Um diesen Schwager zu ärgern, ist die Prinzessin Bignatelli Vollsjägerin geworden. Wer weiß, fügte sie hinzu, ob meine Schwester jetzt nicht meinem Beispiele folgen und mir auf's „Brett!“ nachkommen wird! Das gäbe in der That ein merkwürdiges Duo!

Bei dem letzten heftigen Gewitter ereignen, der vor einigen Tagen über Berlin niederging, zeigten sich wieder die schon früher mehrfach beobachteten Störungen an der städtischen Kanalisation in besonders hohem Maße. Wie erst nach und nach aus den verschiedenen Stadttheilen bekannt wird, konnten die heftigen Regenschlüssen nirgends ausreichenden Abfluß finden, da sich fast überall die Einsalsschächte nach wenigen Minuten verstopften und das Regenwasser zurücktauten. War diese Verstopfung schon störend für den Verkehr, da durch dieselbe auf

weiten Straßenseiten das Regenwasser sich ansammelte, so waren die hierauf folgenden Räumungsarbeiten noch viel unangenehmer. Einzelne dieser Einsalsschächte waren zum größten Theil mit Abtrichtmassen gefüllt, die von dem Regenwasser durchdringt waren, und mußten während der nächsten Nächte gereinigt werden, eine Arbeit, die für die in der Nähe Wohnenden recht unangenehm bemerkbar wurde. Da dieser durchdringende Straßenschmutz, nachdem er längere Zeit in den Kanälen gelagert, die Luft mit einem unerträglichen Odeur erfüllte, sobald er an die Erdoberfläche befördert wurde. Besonders zahlreich zeigten sich solche Verstopfungen in denjenigen Gegenden, wo lebhafter Pferdeverkehr stattfindet. Hier besteht bekanntlich die Einrichtung, daß der Rehrich von den Schienen an den Bordschwellen zur Seite des Straßendamms aufgesammelt und dort durch die städtische Straßenreinigung weiterbefördert wird. Beim plötzlichen Eintritt eines heftigen Regens spült dieser nun die Rehrichmassen auf das Gitter zu dem nächsten Einsalsschachte, welches dadurch in kürzester Zeit verstopft wird und die weiteren Wasserflüsse nicht mehr aufnimmt. So erklärt es sich dann, daß das mit allen Stoffen von der Straße vermischte Regenwasser sich einen natürlichen Abfluß nach den Wasserläufen sucht und hier durch die mitgeführten Schmutzmassen das große Fischsterben hervorbringt, das bei uns ziemlich regelmäßig nach heftigen Regengüssen zur Sommerzeit beobachtet werden kann und auch kürzlich beobachtet wurde.

Das ist ja um Ehränen zu vergießen! Eine hiesige Korrespondenz verbreitet folgende Sommergeschichte: „Die Adoption einer jungen Näherin durch eine im Osten der Stadt wohlbekannte Fabrikbesitzerin erregt in den Kreisen unserer Groß-Industriellen allgemeines Aufsehen, umso mehr, als die Vorsicht dieser Adoption eines romantischen Untergrundes nicht entbehrt. Vor etwa dreiundzwanzig Jahren war Frau Victoria N. von ihrem Manne geschieden worden; ihr Rechtsanwalt hatte dem Richter viele gewichtige Gründe für die Trennung der Ehegatten angeführt, hatte bewiesen, daß Herr Karl N. mit einer Tänzerin ein Verhältnis habe und seine eigene Frau schlecht behandle. Trotzdem war Frau N. damals bereit, ihrem Mann einen Theil ihres Vermögens abzutreten und mit dem Rest ihres eigenen ein Fabrikationsgeschäft im Osten der Stadt zu betreiben, das unter der geschickten Leitung der energischen Frau vorzüglich prosperirte. Anfangs vorigen Monats nahm Frau N., welche nicht wieder geheiratet, auf Empfehlung einer Freundin eine junge Näherin zur Anfertigung von Garderoben in ihr Haus, deren Geschickliche in ihr unbestimmte Erinnerungen wachriefen. Vor etwa vierzehn Tagen nun erschien das bildhübsche Mädchen mit verweinten Augen, und auf Befragen der theilnahmsvollen Arbeitgeberin erzählte sie, daß ihr Vater, welcher schon seit einem Jahre bettlägerig, vom Schlage gerührt und das Schlimmste zu erwarten sei. Frau N. wußte aus früheren Erzählungen des Mädchens wohl, daß dieselbe die einzige Ernährerin ihres Vaters sei und beschloß zu helfen. Am Abend des Tages begleitete sie das Mädchen nach Hause, Erfrischungen aller Art mitnehmend. Wie ersicht ist aber, als sie im niedrigen, dürftigen Zimmer an das Krankenbett tretend, in demselben ihren geschiedenen Mann wahrte, welcher sie nicht erkannte. Durch geschickte Fragen wußte sie nun dem ehemaligen Gatten die Erzählung seines Lebensschicksals abzuhören; er hatte die Tänzerin geheiratet und war mit derselben nach Amerika gegangen; dort war ihm die Frau nach der Geburt eines Töchterchens gestorben. In dem neuen Welttheil war es ihm schlecht gegangen; er hatte sein Vermögen im Laufe der Jahre verloren und so war er denn krank und suchte unter anderem Namen mit seinem heranwachsenden Kinde nach Berlin zurückgekehrt. Frau N., welcher während der Erzählung ihres Mannes heiße Thränen über die Wangen liefen, schickte nun zu einem Arzte, welcher erklärte, daß der Kranke nur noch wenige Tage zu leben habe. Getreulich blieb die „Geschiedene“ bei ihrem ehemaligen Gatten, und als derselbe starb, nahm die großmüthige Frau die Tochter ihrer Nebenbuhlerin, jene junge Näherin, zu sich und binnen kurzer Zeit wird dieselbe von ihrer zweiten Mutter gesetzlich adoptirt werden.“

Die gestern von uns gebrachte Fiene aus der Fabrik von Krüger & Günther, Andreasstraße 10, wird uns von diesen Herren so dargestellt, als ob Herr Günther nur von seinem Hausrechte Gebrauch gemacht hätte und der Vergolter Krüger sich diese Verletzungen durch einen Fall zugezogen habe. Die gerichtliche Untersuchung wird ja den wahren Thatbestand ergeben.

Das Anhängen der Binder an die hinteren Wagenteile hat wieder einen bedauerlichen Unglücksfall zur Folge gehabt. Gestern Mittag kehrte ein etwa zehnjähriger Knabe aus der Schule zurück. In der Bülowstraße begrante ihm ein Kutschdienerwagen, auf dessen hinteren Tritte er sich schwang. Ein Schullamerad wollte ihm das nachhaken. Während der Wagen in die Bienenstraße einbog, tritten beide Knaben von dem Tritt herunter und hierbei unter die Räder eines folgenden Wagens so unglücklich gerieth, daß sie ihm über den Kopf gingen. Der Unglücksfall ereignete sich unweit der Wohnung seiner Mutter, der Besitzerin einer Plättanfall, deren einziges Kind der Knabe war. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft; die Kutscher beider Wagen soll keine Schuld treffen.

Ein entschliches Unglück trug sich am Dienstag früh in der in Nieder-Schönweide gelegenen Mischfabrik von Anton und Alfred Lehmann zu. Beim Beginn der Arbeit wollte der zwanzig Jahre alte, in Adlershof wohnende Arbeiter Haberecht einen Treibriemen auf die Nienzscheibe legen, ohne zuvor die Maschine zum Stillstand zu bringen, wie dies vorgeschrieben ist. Hierbei wurde der Unglückliche von der Welle ergriffen, um dieselbe herumgewirrt und mit dem Kopf und den Beinen derartig mehrmals gegen die Wand geschleubert, daß der Arme vollständig zermalmt wurde, bevor es gelang, die Maschine zum Stillstand zu bringen. Der Unglückliche war sofort eine Leiche.

In den Kiesgruben zu Hirdorf, Bergstr. 39/40, sah man vorgestern Nachmittag von 4 Uhr ab verschiedene Gelehrte, darunter Professor Birchow nebst Familie, Professor Ort, zwei Delegirte des Märkischen Museums und andere Herren einen riesigen Thierköpfele wissenschaftlich betrachten, welcher in der über 80 Fuß hohen westlichen Sandwand beim Abgraben zu Tage gekommen war. Der Schädel wurde als der eines vorläufigen Rhinoceros festgestellt, er hat einen Meter Länge und enthält die Backzähne vollständig. Nach dem zugehörigen Unterkiefer wurde vergebens gesucht. Der Photograph Tepper aus Hirdorf benutzte die Gelegenheit, den Schädel in seiner ursprünglichen Lage, sammt den ihn betrachtenden Gelehrten und einigen dort ebenfalls gefundenen Rammulthknochen im Bilde darzustellen. Der Befizer der Sandgruben hat die Hunde aus den letzteren der Wissenschaft zur Verfügung gestellt; ein großer Theil derselben befindet sich bereits im Museum.

Die Witterung des Monats Juni cr. verlief im Allgemeinen etwas normaler, als die der Vormonate, wenn auch einzelne erheblichere Schwankungen vorlomen. Die ersten 7 Monatsstage waren, mit Auschluss des 4., der eine vorübergehende Erwärmung brachte, viel zu kalt; dann folgten ein paar ziemlich trübe regnerische Tage mit steigender Temperatur, die am 13. einen sehr hohen Stand erreichte. Am folgenden Tage aber kühlte es sich erheblich ab und die Kälte hielt mehrere Tage an. Die mittlere Tagesstemperatur, die am 13. noch 21,8 Grad betragen hatte, war am 16. auf 10,4 Grad gesunken. Dann wurde es wieder wärmer, und vom 21. ab folgte eine Periode heißen sonnenhellen Sommerwetters, die am 28. durch ein heftiges Gewitter ihren Abschluß fand. Die letzten Monatsstage waren kühl und regnerisch. Das Resultat der meteorologi-

schen Beobachtungen im SW. war das folgende: Der mittlere Barometerstand betrug 756,2 Mm., d. h. ungefähr 1 Mm. weniger, als für den Juni normal ist. Das Maximum erreichte das Barometer, dessen Schwankungen nur gering waren, am 2. mit 763,6, das Minimum mit 744,8 Mm. am 30. Die mittlere Morgentemperatur um 7 Uhr betrug 14,8 Grad (normal sind 16,2), die Mittagstemperatur um 2 Uhr 20,8 (19,8) Grad, die Abendtemperatur um 9 Uhr 17,1 (16,9) Grad. Hieraus ergibt sich eine mittlere Monatsstemperatur von 17,4 Grad d. i. genau eben so viel, als dem Juni nach 40jährigen Beobachtungen zuzulomen. Beachtenswerth aber ist hierbei der Umstand, daß die Morgentemperatur um fast 1½ Grad zu niedrig, die Mittagstemperatur dagegen um 1 Grad zu hoch war. Im Ganzen waren 14 Tage zu warm und 16 zu kalt; der kälteste Tag war der 16. mit 10,4 Grad, der wärmste der 26. mit 24,2 Grad Mitteltemperatur. Das Temperaturmaximum des ganzen Monats betrug 30,6, das Minimum 6,4 Grad, letzteres fiel auf den 28., letzteres auf den 2. Die Erdbodentemperatur schwankte zwischen 4,4 und 34,1 Grad. Die Windrichtung war vielfach wechselnd. Westliche und östliche Winde wechselten gewöhnlich im Laufe von 2-3 Tagen ab; nur während der größten Wärmezeit vom 21.-27. herrschte stetiger Südwestwind. Die Hauptrichtungen waren Nordwest (19 Beobachtungen), Südost (18), Ost (15) und West (12). Windstille wurde 5 Mal, die Windstärke 6 nur 2 Mal beobachtet. Die mittlere Windstärke des Monats betrug 2,7 der 12theiligen Scala. Die Bewölkung war etwas stärker, als für den Juni normal ist. Sie betrug, wenn 0 ganz heiter und 10 ganz trübe bedeutet, 6,1 statt 5,6. 5 Tage (darunter 4 auf einander folgende vom 22. bis 26.) waren heiter, 11 trübe, die übrigen hatten gemischte Bewölkung. Die relative Feuchtigkeit der Luft war mit 60,1 pCt. um 6 pCt. geringer, als normal ist. Ihr Maximum erreichte sie mit 99 pCt. am 7., ihr Minimum mit 20 pCt. am 25. An 19 Tagen ging die Mittagsunter 50 pCt. Die Niederschläge waren gering. Sie vertheilen sich auf 11 Tage und erreichten im ganzen Monat 33,8 Millimeter Höhe, während 69 normal sind. Gewitter wurden an 2 Tagen beobachtet.

In den städtischen Schwimm- und Bade-Anstalten entwickelte sich in der Woche vom 24. bis 30. Juni cr. ein sehr reger Verkehr. Es badeten dort im Ganzen 88 847 Personen und zwar 66 817 männliche und 22 030 weibliche. Davon entfielen auf die acht älteren Anstalten 75 123, auf die drei neuen Schwimmbassins an der Schleusen-, Wasser- und unter der Schillingstraße 13 724 Personen. Den größten Verkehr hatte die erweiterte Männer-Badeanstalt am Nordhafen, nämlich 19 994 Besucher.

Im städtischen Obdach befanden sich am 1. Juni cr. 34 Familien mit 115 Personen, darunter 12 Säuglinge. Am 1. Juli war der Bestand 23 Familien mit 102 Personen, darunter 9 Säuglinge. Das Anstalt für nächtliche Obdachlose daselbst benutzten 9122 Personen, 8488 Männer und 634 Frauen. Von diesen Personen wurden dem Krankenhaus Friedrichshain 8, dem Krankenbause Moabit 102, der Charité 4 überwiesen, 498 der Polizei vorgeführt.

Polizeibericht. Am 3. d. M. Morgens wurde vor dem Hause Dresdenstraße 25 ein Bädererholung von einem Schlächterwagen, geführt von dem Kutscher Hing, überfahren und erlitt hierbei eine Quetschung des rechten Unterschenkels. Er wurde mittelst Droschke nach seiner Wohnung gebracht. — Zu derselben Zeit wurde ein Handwerker am Engelstein 21 in der auf dem Hofe gelegenen Bedürfnisanstalt ertränkt aufgefunden und nach dem Leichenschauhause gebracht. — Als der Zimmergeselle Heine am 3. d. M. Vormittags in einem Zimmer des Neubaus Badenstraße 34-35 auf einem dort angebrachten Gerüst liegend ein Brett beschnitt, fiel er dabei durch eine im Gerüstbelage befindliche Oeffnung aus einer Höhe von etwa 4 Meter auf den Boden des Zimmers herab und erlitt dadurch eine bedeutende Verletzung über dem linken Auge und anscheinend eine Gehirnerschütterung. Heine wurde auf ärztliche Anordnung mittelst Droschke nach dem Lazarus-Krankenbause gebracht. — Am 3. d. M. stürzte in der Schwerinstraße ein 8 Jahre alter Knabe aus Schönberg von einem in der Fahrt befindlichen Kutschdienerwagen, auf den er ohne Vorwissen des Kutschers geklettert war, auf das Straßengpflaster herab und erlitt eine Gehirnerschütterung, die nach wenigen Augenblicken seinen Tod herbeiführte. — Nachmittags verunglückte auf dem Neubau Curowstraße 50 der Maurergeselle Eckert dadurch, daß er vom vierten Stockwerk, wo er beschäftigt war, über das Mauerwerk hinweg in den ungeschützten Hof hinabstürzte und außer einer Gehirnerschütterung Arm- und Beinbrüche erlitt. Eckert wurde mittelst Droschke nach dem Krankenbause Bethanien gebracht, wo er nach kurzer Zeit an den erlittenen Verletzungen starb. — Zu derselben Zeit fiel ein Arbeiter, als er in der Königstraße, in der Nähe der Stadt ahnüberführung, von einem Wagen sprang, so unglücklich zur Erde, daß er anscheinend schwere innere Verletzungen erlitt und nach dem katholischen Krankenbause gebracht werden mußte. — Am 2. d. M. Nachmittags erlitt ein Mann in der Bellealliancestraße beim Abpringen von der Pferdebahn eine Verstauchung des linken Fußes und mußte mittelst Droschke nach seiner Wohnung gebracht werden. — Um dieselbe Zeit fuhr der Kutscher Rudolph mit seinem Müllwagen gegen einen Omnibus der Linie Weddingplatz-Spittelmarkt, wobei ein auf dem Hinterperron des Omnibus stehender Mann durch die Deichsel am Bein anscheinend schwer verletzt wurde, so daß er mittelst Droschke nach seiner Wohnung gebracht werden mußte.

Gerichts-Zeitung.

„Erbschlüssel und Erbbuch“ — jene unter der ländlichen Bevölkerung noch blühenden Ueberbleibsel des mittelalterlichen Aberglaubens — spielten in einer am Mittwoch vor dem Schwurgericht des Landgerichts 11 stattgehabten Verhandlung eine große Rolle. Das etwas abseits gelegene Städtchen Liebenwalde muß diesmal als der Ort bezeichnet werden, in welchem die Phantasmagorie noch ländlich fittlich gläubige Seelen fand, unterm „aufgelärten“ Zeitalter zum Troz, welches derartige Wunderdinge für handgreiflich baaren Unfann erklärt hat. — Die 60jährige Schiffbauernwitwe Ernestine Schenl — eine gebrechliche Greisin, die den Rest ihres Lebens an Krücken zu wankeln gezwungen ist — galt in Liebenwalde unter der vom Wahn des Aberglaubens befangenen weiblichen Bevölkerung seit längerer Zeit als „fluge Frau“ und „Wahrsagerin“. — Aus einem uralten Gehebuch — das „Erbbuch“ — „weißte“ die Witwe unter Hülfsnahme eines „Erbschlüssels“, den letzteren, ein p-omanes Erzeugniß der Schloßerkunst, ihrer Schwiegertochter Hauschlüssel, hatte sie zu jeweiligem Gebrauch bei dem Holzspolus entliehen, sobald eine gläubige Seele ihre Wassagungsabe in Anspruch nahm. Die Ortspolizeibehörde war diesem Treiben gegenüber völlig machtlos, denn die moderne Pythia bewies durch ihr Verhalten, daß sie wirklich eine „fluge“ Frau sei. — Im Sommer v. J. ereignete es sich nun, daß einer Dienstmagd Namens Runge, welche in Liebenwalde diente, ihre gesammelten Ersparnisse im Betrage von 30 Mark gestohlen wurden, die Runge nahm behufs Ermittlung des Diebes die Hilfe der „Wahrsagerin“ in Anspruch und die Schenl hatte ihr, nachdem sie unter mystischen Höflichkeit die „Erbbuch“ und „Erbschlüssel“ befragt, eine Hausbewohnerin als die Diebin bezeichnet — allerdings hatte das Mädchen der Pythia, bevor deren Holzspolus begann, ihren Verdacht gegen die bezeichnete Persönlichkeit bereits mitgetheilt. Des Weiteren erbat sich die Schenl noch, dem Mädchen ein Mittel anzugeben, um das gestohlene Geld wiederzuerlangen, wenn die Runge unverdrücklich schweigen wolle. Indessen ahnete die erzürnte Einsalt vom Vande dieses Gebotes nicht und schon am nächsten Tage erzählten sich die Mägde und Frauen auf den Höfen und an den Brunnen in der Stadt, daß die Diebin gefunden sei — der „Erbschlüssel“ habe es kundgethan. Als die vermeintliche Diebin hiervon Kenntniß erhielt, stellte sie im Privatklagewege

mittlere ... den Antrag auf Befestigung der ... wegen verkehrlicher Beleidigung, vor dem Schöffengericht kam jedoch ein Vergleich der Parteien zu Stande, da die Beklagte die Entlassung abgab, daß sie lediglich in den Angaben der „Wahrsagerin“ Glauben geschenkt habe. In dieser Privatklage-Sache war auch die Wittwe Schenk als Zeugin vernommen worden und bei dieser Gelegenheit kam es von derselben jahrelang betriebene Wahrsagerin zur Sprache. Unter dem Eide hatte nun die Schenk in Abrede gestellt die Privatbeklagte Künze zu kennen und derselben oder überhaupt jemand im Orte „wahrsagt“ zu haben und schließlich stellte sie den Besitz des „Erbbuch“ und „Erbstück“ öffentlich in Abrede. Es fanden sich aber Leute, die von dem Legentheil dieser Behauptungen Kenntnis hatten und es ward emstlich gegen die „kluge Frau“ die Untersuchung wegen Betrug zunächst, dann aber wegen wissentlichen Meineides noch angeleitet, nachdem der mit einer Hausfuchung in der Schenk Wohnung beauftragte Gen darm Fischer des „Erbbuch“ und „Erbstück“ beschlagnahmt hatte. — Da nicht erwiesen wurde, daß die Schenk gegen Entgelt gewissagt, erfolgte Einstellung des Verfahrens wegen Betruges; dagegen hatte sich die Schenk gestern vor dem Schwurgericht wegen Meineides zu verantworten. Die Beweisaufnahme ergab, daß die Angeklagte in jener Privatklagesache wider besseres Wissen falsch geschworen; emgemäß lautete das Verdikt der Geschworenen auf Schuldig. Die mit Vorhauseh, bereits vorbestrafte „unmoderne“ Pythia wurde somit rechtskräftig freigesprochen. Das Urtheil des Gerichtes lautete auf 3 Jahre Zuchthaus, Ehrverlust und dauernde Inhabilität der Angeklagten, als Zeugin zu fungieren.

Eine Diebin, die sich ihre Opfer aus der Kinderwelt suchte, stand gestern vor der vierten Strafkammer am Landgericht I. Frau Emilie Marlowitz hat einst einen Knaben, er im augenscheinlich werthvolles Kind trug. Sie rief den Knaben zu sich heran und beauftragte ihn, aus einem benachbarten Keller für 15 Pf. Kohlen zu holen, das Paket wollte sie während der Zeit an sich nehmen. Der Knabe reichte verärgert seinen Schatz und führte den Auftrag aus. Als er dann die Strafe betrat, erhielt er sein Paket richtig zurück und gab sich nach Hause. Wer aber beschrieb den Schrecken der Eltern? Das Paket hatte einen vollständigen Anzug enthalten, er umschloß war unverletzt, und dennoch war nur noch ein Händchen vorhanden. Als der Knabe seine Erlebnisse erzählte, war dies Wunder aufgelöst. In einem zweiten Falle suchte die Angeklagte ein 9jähriges Mädchen in ihre Schlingen zu locken, und der Plan glückte nur zu gut. Die Kleine war von ihren Eltern castrirt worden, ein Kleid vom Fandeleier einzulösen, und sie eben mit dem Kleidungsstück den Heimweg angetreten, wurde sie von der Angeklagten bemerkt und angerufen. Sie wiederholte sich auch hier das übliche Manöver, die Kleine erlag vertrauensvoll das Kleid, um einen ihr von der Angeklagten erhaltenen Auftrag auszuführen. Inzwischen verschwand die Gaunerin mit dem Kleide. Später wurden die entwendeten Sachen bei der Trödlerin Frau Fils ermittelt, und da deren Verkauf nicht in das Trödelbuch eingetragen war, wurde die Angeklagte wegen Hehlerei gegen die Trödlerin erhoben. Die erste Angeklagte, die Hehlerei mehrere Vorstrafen wegen Eigentumsvergehens erlitten hat, giebt an, daß sie nur aus bitterster Noth den Weg des Verbrechens beschritten habe, und diese Anaben werden auch glaubhaft bestätigt. Der beraubte Knabe ist sogar durch die Angeklagte einen Theil des Anzuges zurück erhalten. Die zweite Angeklagte hat Preise gezahlt, wie sie allein gangbar sind, die Enttragung ist nur durch ein Verbrechen verabfäumt worden. Der Gerichtshof erkannte wegen Hehlerei auf Freisprechung und wegen der Nichtentragung auf 10 M. Geldstrafe. Die erste Angeklagte wurde wegen Betruges in zwei Fällen zu 3 Monaten Gefängnis verurtheilt.

Das Vigilantenhandwerk hat nicht immer goldenen Lohn; es kann unter Umständen seinen Herrn auch an die Schwelle des Zuchthauses und manchmal vielleicht sogar hineinbringen. Dies bewies eine Verhandlung gegen die Wäscherin Künze, welche vor der 1. Strafkammer des Landgerichts I. geführt wurde. Die mehrfach vorbestrafte Angeklagte sollte sich der Begünstigung des Diebstahls resp. der Hehlerei schuldig gemacht haben. Der Anklage lag folgender Thatbestand zu Grunde: Vor einigen Monaten wurden dem Lederverwahrer Betrusche in der Stalitzerstraße die dortigen Waaren gestohlen; bei diesem Diebstahl war auch ein gewisser Hübscher, der sich jetzt im Zuchthaus zu Brandenburg befindet, betheiligigt. Diefem all die Angeklagte einen Beutel geborgt haben, in dem ann die gestohlenen Gegenstände in ihre Wohnung gebracht wurden. Bei dem betreffenden Diebstahl assistierten dem Hübscher noch zwei andere Personen. Die Gesellschaft vereinigte sich später zu einem Einbruch in das Lederbengeschäft von Simon in der Dranienstraße. Zwei der Inbrocher, Knuth und Eichler, schlichen am Morgen, als das Haus geöffnet wurde, mit je einem Pakete davon, ein drittes Paket, das sie vorläufig liegen lassen mußten, wurde dann von Hübscher abgeholt. Einen Theil des gestohlenen Gutes playrte Knuth in einen Koffer, der nach der Anklage Eigentum der Künze war, während das Uebrige in ein anders Versteck gebracht wurde. Der Werth der entwendeten Garderobestücke zifferte sich auf ca. 2000 M. Knuth wohnte bei der Angeklagten und gab ihr einen der gestohlenen Ueberzieher für Kost und Logis in Zahlung. Die drei Kompagnen wurden bald darauf von der Polizei ergriffen und dingfest gemacht. Die Angeklagte ist nicht gewußt haben, daß Hübscher den Sach zum Transport der gestohlenen Lederverwahrer benutzen wollte. Den Koffer habe Knuth schon vor dem Diebstahl von ihr gekauft und den Ueberzieher habe sie zwar in Zahlung genommen, doch nur um denselben der Polizei als Beweismittel für den bevorstehenden Einbruch zu übergeben. Sie habe immer der Polizei Nachricht zumommen sein, wenn ihr ein Verbrechen bekannt geworden sei; in den vorliegenden Fällen sei ihr aber die Polizei zuvorgekommen und sie habe eine bezügliche Mittheilung daher nicht mehr machen können. Auf weitere Fragen des Präsidenten erklärte die Angeklagte: Die Herren Kriminalkommissare Rehmann und Braun haben mir gesagt, ich möge mir nöthigenfalls ein Stück von den gestohlenen Sachen beschaffen und dies dann der Polizei zustellen. Darum habe ich auch den Ueberzieher genommen, obwohl mir bekannt war, daß derselbe von einem Diebstahl herrühre. Als die Polizei am selben Morgen zu mir kam, habe ich von der Sachlage so gleich Mittheilung gemacht. — Die Zeugen Kriminalkommissare Rehmann und Braun bestätigten im Wesentlichen die Aussagen der Angeklagten; dieselbe habe der Polizei mehrfach Dienste geleistet. Es sei eben nicht immer möglich, die Verbrechen zu fassen, wenn die Beweismittel fehlen; aus diesem Grunde und weil bei der Angeklagten solche Personen verkehrten, men schwer beizukommen war, wurde derselben gesagt, sie möge eventuell im bemerkten Sinne handeln. Ob nun die Angeklagte den vorliegenden Fällen den Willen gehabt habe, die Anklage zu erstaten, lasse sich schwer feststellen, weil die Polizei im Verbrechen sehr schnell auf die Spur kam; Thatsache sei es, daß die Künze bei Ergreifung der Verbrecher beihilflich war. Auf Grund dieser Zeugenaussagen beantragte der Staatsanwalt die Freisprechung und der Gerichtshof erkannte nach kurzer Beratung dem Antrage gemäß.

Abgeblüht. Wie seiner Zeit erwähnt, hatte der Fürstlicher von Wahlstatt von der Stadtgemeinde Berlin im Jahre 1825 1625 Mark Schadenersatz verlangt, weil durch die Gelegenheit der Verdringung Kaiser Wilhelms I. auf dem Lungenparkett des Pariser Platzes errichtete Tribüne die Aussicht aus den zu seiner Wohnung gehörenden fünf Partieretern des Hauses Pariser Platz 2 versperrt worden sei, und hierdem Anerkennung des Prinzips beansprucht, daß die Stadtgemeinde zur Errichtung derartiger Bauwerke, welche die Aussicht von seinem Hause beeinträchtigen, nicht befugt sei. In den gestrigen vor der 10. Zivilkammer des Landgerichts I. abgehaltenen Verhandlungstermine wurde seitens des Vertreters der

Stadtgemeinde insbesondere geltend gemacht, daß das Recht der Adjazenten an einer öffentlichen Straße sich im allgemeinen nur auf die ungehinderte Kommunikation zu dem Grundstücke vermittels des Bürgersteiges und des Fahrdammes erstrecke, daß daher, da weder der Bürgersteig noch der Fahrdamm durch den Tribünenbau berührt worden sei und dem Kläger weder nach den Grundregeln des Nachbarrechts noch sonst ein weitergehender Anspruch zuliebe, ein Eingriff in die Rechte des Klägers nicht vorliege. Das Gericht erkannte demgemäß auf kostenpflichtige Abweisung der Klage.

Gegen die Auswüchse des Joniothums geben die Gerichte mit ganz besonderer Strenge vor, namentlich wenn Mitglieder dieser „edlen“ Kunst durch Drohungen oder Mißhandlungen Existenzmittel von ihren Opfern pressen wollen. Ein derartiger Fall unterlag gestern der Beurtheilung der ersten Strafkammer des Landgerichts I. Der Angeklagte, „Rödel-politzer“ Paul Hahn, ein sehr jugendlicher Mensch, über dessen Lippen sich kaum die ersten Fraumenigebeirten, wurde aus der Haft vorgeführt, um sich wegen Kuppelrei und Mißhandlung zu verantworten. Als Belastungszeugin war seine ehemalige Zuhälterin Auguste Schmidt vorgeladen. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, so versuchte auch hier die Zeugin ihre frühere bei der Polizei protokollierte Aussage abzuschwächen; doch gelang es den eindringlichen Ermahnungen des Präsidenten, dem Mädchen die Wahrheit zu entlocken. Unter Thränen und den Blick jagend auf den Angeklagten gerichtet, gestand sie nach und nach, daß sie vom Angeklagten zum „Roben“ angehalten worden sei und von ihm mehrfach gemißhandelt wurde, weil sie ihm nicht genug Geld abliefern. Der Gerichtshof erkannte nach dem Antrage des Staatsanwalts auf 4 Monate Gefängnis mit dem Hinweis, daß gegen solche Verbrechen das Gesetz in seiner ganzen Strenge angewendet werden müsse. — Auguste wollte hinaus, um auf dem Korridor dem früheren Geliebten die Hand zur Versöhnung zu reichen, welche dieser auch willig entgegen nahm.

Landesverratig-Prozess. Leipzig, 3. Juli. Zweiter Tag der Verhandlung. Präsi.: Es ist ja selbstverständlich, daß Sie auf eine Begnadigung hoffen? — Cabannes: Herr Präsident, begnadigt kann ich doch nicht werden, aber ich hoffe, daß mir gestattet werden wird, meine Strafe in Straßburg zu verbüßen, damit ich hin und wieder meine Frau und Kinder sehen kann. — Präsi.: Da Sie also durch Ihre Geständnisse eine Milderung der Strafe erhoffen, so müssen Sie umsomehr vorsichtig sein. Die Hoffnung auf eine Strafmilderung wird Sie doch nicht etwa veranlassen, einen Unschuldigen ins Unglück zu stürzen? — Cabannes: Und wenn ich wüßte, sofort dadurch meine vollständige Freiheit zu erlangen, so würde ich dies nicht thun. (Sich zu Appel wendend): Mag Appel selbst sagen, ob ich die Wahrheit gesagt habe. — Appel, der bis dahin in ziemlich Unruhe dagestanden hat, ruft ätzend: Das ist Alles erlogen, ich protestire gegen Alles. — Präsi.: Cabannes, Sie ermahnen Sie nochmals, mit Ihrem Gewissen zu Rathe zu gehen, sich durch nichts beeinflussen zu lassen. Sie würden, wenn Sie hier einen Unschuldigen beschuldigen wollten, Ihren bisherigen Verbrechen die Krone aufsetzen. Appel hat selbst zugegeben, daß er seine Frau unterstützt hat. Wenn Sie den Appel zum Dank dafür noch derartig, wie es geschehen, in unschuldiger Weise beschuldigen wollten, so würde das eine grenzenlose Verworfenheit sein. — Cabannes: Herr Präsident! Gott soll mich in meiner Todesstunde strafen, wenn ich ein unwahres Wort gesagt habe. — Präsi.: Sagen Sie es einmal dem Appel in's Gesicht, damit wir es alle hören. — Cabannes (zu Appel wendend): Appel, Sie können nicht bestreiten, daß Sie mir mehrfach Geld, das Vincent an Sie geschickt hatte, gaben, daß Sie eine Anzahl an Vincent bestimmte Sendungen für mich und Diez nach Paris beförderten. Sie waren selbst bei Vincent und haben mir von ihm Gelder gebracht. — Appel (mit ätzender Stimme): Sie lügen, ich weiß von nichts, ich kenne keinen Vincent. — Cabannes: Bei dem Wohle meiner Kinder rufe ich Gott zum Zeugen, daß ich die Wahrheit spreche. Wenn ich auch jetzt im Zuchthause stehe, so habe ich doch mehr Wahrheitsliebe wie Sie. — Appel: Ich wiederhole, daß ich alles bestreite und Sie gelogen haben. Die Sache wird sich ja finden. — Cabannes: Ich weiß, was Sie unter diesem „Sich finden“ verstehen. Appel sagte mir nämlich einmal, als wir in Straßburg über eine Brücke gingen: Wenn ich einmal etwas verrathen würde, so würde er mich erschließen. — Appel: Das ist auch eine Lüge. — Cabannes: Ich beschwöre bei dem Wohle meiner armen Kinder, daß ich die Wahrheit gesagt habe. — Verth. Rechtsanwalt Dr. Reinhardt: Hat Cabannes nicht bei einer Vernehmung vor dem Herrn Ober-Reichsanwalt gesagt, er sei in der Lage, über eine unterirdische Mine etwas zu bekunden; dies thue er aber nicht früher, ehe ihm eine Strafmilderung zugesichert sei? — Der Präsident konstatirt aus den Akten, Cabannes habe vor dem Ober-Reichsanwalt gesagt, er kenne in Frankreich eine unterirdische Mine, über diese wolle er jedoch vorläufig noch Schweigen beobachten, bis ihm eine Strafmilderung oder eine Begnadigung zugesichert sei. Diese Angelegenheit habe jedoch mit der gegenwärtigen Verhandlung nichts zu thun. — Cabannes: Ich habe allerdings dem Herrn Ober-Reichsanwalt gegenüber eine derartige Bemerkung gemacht, da diese Sache aber mit der gegenwärtigen nicht des Geringsten zu thun hat, noch Schweigen beobachten. Dies schließt nicht aus, daß ich später die Sache noch einmal dem Herrn Ober-Reichsanwalt oder dem Herrn Anstalts-Direktor mittheilen werde. — Der Präsident verliest hierauf einen Brief, den Frau Cabannes ihrem Manne in das Zuchthaus zu Halle geschickt hat. In diesem theilt dieselbe mit, daß sie u. a. von einem Herrn Förber unterstützt worden sei. Auf Befragen des Präsidenten bemerkt Cabannes, daß unter diesem „Förber“ Appel gemeint sei. — Der Präsident läßt zwei Gefangenwärter in den Saal treten und beschließt denselben, den Cabannes wieder ins Gefängnis zurückzuführen. —

Landrichter Muzinger: Im Jahr d. J. hörte ich, daß Frau Cabannes in Paris gewesen sei. Ich lud sie deshalb vor und erfuhr von ihr, daß sie im Bureau des renseignements war, um daselbst den Ober-Vincent um Unterstützung zu bitten. Vincent habe sie zu Sandherr, dem jetzigen Chef des Bureau's gewiesen. Letzterer habe sich anfänglich geweigert, ihr eine Unterstützung zu gewähren, da, wie er ihr bedeutete, er in Zeitungen gelesen, daß ihr Mann seine Landsleute verrathen habe. Sie habe dies in Abrede gestellt und dem Herrn ihre große Noth gesagt; daraufhin habe ihr Sandherr 600 Frks. mit dem Bemerkten gegeben: Wenn sie sich wieder in Noth befände, sollte sie sich nur wieder an ihn wenden, es seien noch einige für Cabannes bestimmte Gelder vorhanden. — Frau Saum: Frau Cabannes habe einmal zu ihr gesagt: sie lasse sich lieber die Hand abhauen, ehe sie einen Meineid leiste. Auch habe ihr Frau Cabannes erzählt, daß sie von Appel Unterstützung erhalte. — Fräulein Dennier: Frau Cabannes habe ihr erzählt, daß ihr Mann sich in Unterstufungsbeziehung befände, weil er an die französische Regierung berichtet habe. Diese Berichte seien durch Appel, Girard und Streifguth befördert worden. Sie habe, während ihr Mann in Untersuchung war, vom Appel Geld erhalten, das ihrem Manne von der französischen Regierung geschickt war.

Amtsgerichtsaktuar Kern: Frau Appel hat ihren Gatten einige Male in der Untersuchungshaft besucht. Appel fragte seine Frau: ob etwas neues vorgefallen wäre. Diefelbe Frage stellte Frau Appel an ihren Mann. Da die Frage beiderseits verneint wurde, so athmeten beide förmlich auf. Beim Abschied gab Frau Appel ihrem Manne einen Kuß und küßte ihm etwas zu. Ich konnte die Küßerung nicht verstehen. Weiter läßt sich nichts machen, sagte Frau Appel. Appel bemerkte: Nur nicht den Muth verlieren, es wird sich ja bald auflären. Da einige Tage vorher Frau Cabannes nach Paris gereist war, so entnahm ich aus dieser ganzen Unterredung, daß die Appelschen Eheleute froh waren, daß Frau Cabannes abgereist war. — Appel bestreitet, daß ihm seine Frau ein Geheimniß mitgetheilt habe. —

Auf Befragen des Verth. A. A. Dr. Reinhardt bestätigt die Zeugin Dennier, daß Frau Cabannes vor ihrer Abreise nach Paris ihre Möbel veräußert habe. — Auf Vernehmung des Staatsanwalts Stadler (Straßburg) wird berichtet. — Der Präsident konstatirt alsdann aus den Akten, daß Frau Cabannes zu der Verhandlung als Zeugin geladen, daß jedoch laut Auskunft des Straßburger Polizei-Präsidenten diese Vorladung nicht zugestellt werden konnte. Der Ober-Reichsanwalt beantragt, die gerichtliche Aussage der Frau Cabannes zu verlesen. Der Präsident bemerkt, daß der Gerichtshof über diesen Antrag berathen werde. — Es tritt alsdann eine kurze Pause ein.

Nach Wiederaufnahme der Verhandlung verkündet der Präsident: der Gerichtshof habe beschlossen, die unbedeutende gerichtliche Aussage der Frau Cabannes zu verlesen. Danach hat Frau Cabannes die Befundungen ihres Mannes im Wesentlichen bestätigt. Ihr Mann habe ihr schon im Jahre 1883 gesagt: „Appel ist Generalagent der französischen Regierung. Unter dem „Förber“ habe sie Appel gemeint. Appel habe ihr, als er ihr nach der Verurtheilung ihres Mannes Geld gegeben, nicht gesagt, daß die Gelder aus Paris seien, im Gegentheil, Appel habe ihr gesagt: er wolle der Sicherheit halber vorläufig nicht mit Frankreich verkehren. Im Uebrigen sagte ihr Appel: sie solle nur nicht den Muth verlieren, die Franzosen werden sie nicht verlassen. Im Weiteren hat Frau Cabannes bekundet: Appel habe ihr bis zum 28. Dezember 1887 in verschiedenen Ratenzahlungen im Ganzen 900 Mark gegeben. Appel habe ihr gesagt: sie solle ihm Quittung geben, damit es aussehe, als ob er ihr Darlehen gemacht habe. Ferner habe ihr Appel gesagt: Sie solle nur beruhigt sein, ihr Mann habe ja nichts verrathen, in Folge dessen werde sie auch unterstützt werden. — Landrichter Muzinger, der die Vernehmung vorgenommen, bekundet, daß die Vernehmung geschehen, als Cabannes im Zuchthaus zu Halle saß, mithin eine Verbindung zwischen den Eheleuten Cabannes vollständig ausgeschlossen war. Frau Cabannes habe ihre Aussagen in durchaus glaubhafter Weise abgegeben und sei auch bei ihren Befundungen geblieben, als sie mit Appel konfrontirt wurde. — Bürgermeister, Freiherr Bancalis (Gersheim): Er sei mit Appel seit früherer Jugend bekannt und habe vielfach mit demselben verkehrt. Er habe niemals eine deutschfeindliche Gesinnung bei Appel wahrgenommen, er (Zeuge) hätte sonst den Verkehr mit ihm abgebrochen. Appel sei ein sehr wohlhabender Mann und stets ein sehr offener, ehlicher Charakter gewesen, der sich eines sehr guten Leumunds erfreue.

Apothekendirektor Klein (Straßburg i. E.) bestätigt diese Befundung mit dem Bemerkten: Ich bin seit der Annexion in Elsaß-Lothringen und stehe in Straßburg an der Spitze der Wahlbewegung im reichsfreundlichen Sinne. Ich kann bekunden, daß ich den Appel niemals in den Reihen meiner Gegner gefunden habe. Ich habe niemals wahrgenommen, daß sich Appel irgendwie an einer politischen Bewegung betheiliget hat. Auf meine Einladung hat Appel oftmals an den von mir entrichteten Jagden theilgenommen, obwohl er wußte, daß er dort mit vielen deutschen Beamten zusammenkommen werde. Ich war von 1870—71 Bürgermeister in Straßburg und kenne die Straßburger Bürgerchaft sehr genau. Ich kann danach bekunden, daß Appel sich in den Reihen der Straßburger Bürgerchaft einer sehr großen Beliebtheit erfreut. Ich traue ihm eine schlechte That durchaus nicht zu. — Auf Befragen des Vertheidigers, Rechtsanwalt Dr. Reinhardt, bekundet der Zeuge: Er habe einmal gehört, daß Appel am Wechselheber leide, er habe auch einmal ein darauf bezügliches Rezept gesehen. — Es erscheint hierauf als Zeuge der ehemalige Reichstagsabgeordnete, Rittergutsbesitzer Hugo Born von Bulach. (Im ersten Bericht ist dieser Zeuge irrthümlich als der Sohn des ehemaligen Reichstagsabgeordneten Born von Bulach bezeichnet worden.) Dieser Zeuge bestätigt vollinhaltlich die Befundungen der beiden Vorzeugen. Ich stehe seit vielen Jahren im politischen Leben, so bekundet der Zeuge, ich vertrat während zweier Legislaturperioden die Stadt Straßburg im Reichstage und kandidirte bei der letzten Reichstagswahl in Straßburg, bei der bekanntlich auch in Elsaß-Lothringen der Wahlkampf wegen der Septennatsfrage sehr heftig war. Ich habe den Appel aber niemals auf Seiten meiner Gegner gesehen. — Gefangenaußseher Böw (Straßburg i. E.): Er habe den Appel mehrfach im Gefängnißhof späteren geführt. Von einem gegenüberliegenden Hause habe Frau Appel in den Gefängnißhof gesehen. Appel habe, als er seine Frau erblickte, den Finger auf seinen Mund gelegt. Ich entnahm daraus, daß Appel seiner Frau damit sagen wollte: ich verrathe nichts. Ich habe diese meine Wahrnehmung dem Herrn Untersuchungsrichter gemeldet, der dann auch die ferneren Spasiergänge verbot. Als Appel nach Leipzig überführt wurde, übergab er mir einen Koffer mit der Bitte, diesen seiner Frau zu übermitteln. Das Futter des Koffers war oben am Kragen anscheinend gewaltsam aufgerissen, während das Futter sonst keinerlei Löcher zeigte. Dieser Umstand fiel mir auf, ich untersuchte deshalb den Koffer und fand in dem unteren Theile desselben eine Anzahl mit Wasser beschriebene Zettel. — Präsi.: Diese Zettel sind gestern bereits verlesen worden. Appel war bezweifelnd Sie mit den Zetteln? — Appel: Ich habe die Gewohnheit, alle meine Gedanken derartig zu Papier zu bringen. Das, was auf den Zetteln steht, ist ja auch ganz harmlos. Ich will noch bemerken, daß die von Böw im Gefängnißhofe bekundete Beachtung sich auf einen Kuß reduziert, den ich meiner Frau zumark. — Auf Befragen des Vertheidigers, Rechtsanwalt Dr. Reinhardt, bekundet noch der Zeuge Böw, daß Appel im Untersuchungs-Gefängniß bisweilen am Wechselheber gelitten und deshalb vom Arzt Chimin verhalten wurde.

Landrichter Muzinger berichtet über die Vernehmung des Appel, als dieser ihm sagte, daß er ein militärisches Geheimniß entdecken wolle, wenn die Untersuchung gegen ihn niederzuschlagen würde. Ich sagte zu Appel — so fuhr der Untersuchungsrichter fort — nach dieser Ihrer Erklärung scheint es doch, daß Cabannes Recht hat. Appel bemerkte darauf: „/10 ist erlogen. Aber /10 ist wahr.“ Was ist also wahr? fragte ich. Ich kann nichts verrathen, ich habe einen Eid geleistet, erwiderte Appel, das kann ich Ihnen aber sagen, es sind in Straßburg mindestens noch 20 Leute, die seit der Verhaftung des Cabannes nicht mehr ruhig schlafen können. (Bewegung im Auditorium). Ich bemerkte dem Appel: Ich werde Sie nach einigen Tagen wieder vorführen lassen, vielleicht überlegen Sie es sich und sagen mir, was Sie nicht verrathen wollen. In Ihrem Interesse liegt es jedenfalls, daß Sie in jeder Beziehung ein offenes Geständniß ablegen. Appel erwiderte darauf nichts, ich ließ ihn insolge dessen wieder abführen. — Präsi.: Nun, Appel, was sagen Sie dazu, wollen Sie jetzt vielleicht sagen, was Sie noch zu verrathen haben? — Appel: Herr Präsident, ich war an jenem Tage ganz wahrhaftig, ich wußte nicht, was ich that. — Präsi.: Herr Landrichter, haben Sie bei Appel derartige Wahrnehmungen gemacht? — Landrichter Muzinger: Appel war wohl sehr aufgeregt, ich habe aber nichts Krankhaftes an ihm wahrgenommen. — Auf Antrag des Vertheidigers, Rechtsanwalt Dr. Reinhardt, konstatirt der Präsident aus den Akten, daß Appel auch gesagt hat: Cabannes sei im Stande, noch 20 Straßburger Bürger ins Unglück zu stürzen. — Hauptmann Budde: Im Monat März d. J. beschloß das Kriegsministerium, das von Appel angekündigte Geheimniß entgegenzunehmen. Ich wurde deshalb vom Herrn Kriegsminister nach Straßburg geschickt und begab mich in Begleitung des Herrn Landrichter Muzinger zu Appel in die Zelle. Herr Landrichter Muzinger sagte zu Appel: Hier ist ein Offizier vom Großen Generalstab, dem Sie Ihr Geheimniß anvertrauen wollen. Appel erzählte nun: Er sei einmal durch die Posten gefahren. Als er dort einen Vorposten passirte, habe ihm ein französischer Beamter bedeutet, daß es nicht weiter gehe, da unterirdische Sprengversuche gemacht werden. Er habe nun wahrgenommen, daß unter Mißhilfe von Militär diese Sprengversuche von weiter Ferne aus-

geführt werden. Man habe ihm mitgeteilt, daß dies eine ganz neue Entdeckung sei, die im Kriege dem Feinde ganz erheblichen Schaden zufügen könnte. Ich erwiderte dem Appell, daß Sprengversuche mittels Elektrizität, von weiter Ferne unternommen, durchaus keine neue Erfindung sei. Ich fragte ihn weiter, ob er noch etwas Anderes zu entdecken habe, vielleicht über das Briestaubenwesen. Appell verneinte aber diese Frage. Derselbe war wohl sehr erregt, ich nahm aber nichts wahr, was auf eine Geistesgegenwartigkeit desselben schließen ließ.

Der Präsident forderte sodann das Publikum auf, sich zu entfernen, da der Gerichtshof von der Ober-Reichsanwaltschaft einen Antrag auf Ausschluß der Öffentlichkeit entgegenzunehmen habe. — Das Publikum verläßt den Saal. — Nach etwa 5 Minuten werden die Thüren wieder geöffnet und es verkündet der Präsident: Der Gerichtshof hat auf Antrag der Ober-Reichsanwaltschaft beschlossen, für den folgenden Theil der Verhandlung die Öffentlichkeit aufzuschließen, da nunmehr eine Reihe von Aktenstücken vorgelesen werden müssen und durch das Verlesen derselben in öffentlicher Sitzung der öffentlichen Ruhe und Ordnung Gefahr droht. Der Gerichtshof behält sich vor, die Öffentlichkeit, nachdem die Verlesung der Aktenstücke stattgefunden, wieder herzustellen. Für heute wird die Sitzung auf morgen (Mittwoch) 9 Uhr vertagt. — Die morgigen Verhandlungen werden also, sicherem Vernehmen nach, unter vollem Ausschluß der Öffentlichkeit stattfinden. Am Donnerstag soll mit den Plaidoyers begonnen werden.

Soziales und Arbeiterbewegung.

An die Tischler Deutschlands. Kollegen! Arbeiter! Genossen! Nach einem in der jüngsten Nummer der „Neuen Tischler-Zeitung“ enthaltenen Versammlungsbericht werdet Ihr wohl zu der Annahme gelangt sein, daß nun der Streik bald beendet sei. Dies ist jedoch leider nicht der Fall. Die zu Donnerstag, den 28. Juni, festgesetzte Sitzung mit der Meisterkommission hat nicht stattgefunden, weil, nach einem Schreiben des Innungs-Vorstandes, mit uns doch nichts zu verhandeln sei, ja, daß uns selbst an einem Frieden garnichts gelegen ist und somit die Sitzung ihrerseits für unnötig erachtet wird. Dabei verschweigt der Innungs-Vorstand ganz und gar, welcher Art die Friedensbedingungen überhaupt sein sollen. Wir sind der Meinung, daß es der Innung, als sie mit uns Unterhandlungen anknüpft, nur darum zu thun war, den für uns günstigen Verlauf der Bewegung zu hemmen und größere Arbeitgeber, die schon im Begriffe waren zu unterschreiben, noch zu bestimmen, einige Zeit zu warten. Nun, ihrem Schicksal können die Herren nicht entgehen; da die Arbeit sehr drängt, werden sie früher oder später doch unterschreiben müssen. Deshalb beschloß die am Freitag Abend in dieser Sache getagte Verbandsversammlung, sich mit der Innung garnicht weiter zu beschäftigen und nach wie vor auf der alten Forderung, die von jedem Arbeitgeber zu unterschreiben ist, zu bestehen. Wir müssen hier die deutschen Kollegen auf eine Eigenthümlichkeit der hiesigen Innung aufmerksam machen. In anderen Städten wird man es finden, daß die Inhaber von größeren Geschäften auch den meisten Einfluß auf die Innung selbst und deren Beschlüsse haben; hier ist es jedoch umgekehrt. Die Wortführer in der Innung sind gerade diejenigen Arbeitgeber, die ein bis zwei oder auch gar keinen Gesellen beschäftigen, die aber immer in den Versammlungen in der Mehrzahl vertreten sind und natürlich auch stets dagegen stimmen, dem Arbeiter überhaupt etwas zu bewilligen. Viel liegt auch an der Leitung des Vorstandes der Innung selbst. Die Herren versprechen uns in der Sitzung alles mögliche, setzen aber in der Versammlung nichts durch. So lange also in der hiesigen Innung das bessere Element nicht die Führung übernimmt, wird dieselbe für ihre Mitglieder selbst mehr Schaden als Nutzen bringen, am allerwenigsten wird die Innung in solcher Verfassung jemals in die Lage kommen, Lohn- und Arbeitsbedingungen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter in beide Theile befriedigender Weise zu regeln. Der Stand der Bewegung ist immer noch ein für uns günstiger; trotzdem wir uns nun schon in der neunten Woche des Ausstandes befinden, kann uns der Sieg wohl nicht mehr streitig gemacht werden. Die Zahl der zu Unterstützenden nimmt immer mehr ab; obwohl wir jetzt noch an 470 Kollegen Gelder auszusahlen haben, so befindet sich andererseits wieder ein größerer Theil in Arbeit, der pünktlich seinen Beitrag zur Streikliste entrichtet. Jedoch reicht das, was die in Arbeit befindlichen Kollegen hier aufbringen, allein lange nicht aus, die laufende Unterstützung zu decken, da etwa 550 Kollegen abgereist sind und somit die Steuerkraft sich immer nur auf einen kleinen Kreis von Kollegen beschränkt. Wir sind deshalb immer noch auf die Hilfe der auswärtigen Kollegen angewiesen, um so mehr, da jetzt der Wendepunkt in unserem Kampfe eingetreten ist und wir, wenn nur mit den nothwendigsten Mitteln versehen, uns bald den vollständigen Sieg erkämpfen haben werden. Die Kollegen müssen ferner erwägen, daß wir nur an Unterstützung allein bis jetzt 61000 Mark ausgegeben haben und daß wir bei einer solchen Summe, die zur Auszahlung gelangt ist, bedeutende Verbindlichkeiten haben ingeben müssen. Wir sind der festen Zuversicht, daß uns die Kollegen auch ferner nicht im Stich lassen werden und uns so viel wie möglich auch noch weitere Unterstützungsgelder zuwenden werden, damit die Kassenopfer, die wir insgesamt bis jetzt gebracht haben, nicht nutzlos sind. Ferner müssen wir die Kollegen doch dringend ersuchen, uns den Bezug fernzuhalten; derselbe nimmt jetzt wiederum bedeutend zu, und zwar entschuldigt sich ein großer Theil der Kollegen mit der Ausrede, daß der Streik schon beendet sein soll. Wir bitten daher, daß die organisierten Kollegen über den Stand des Streiks in allen Kollegenkreisen Aufklärung geben, damit unserer Bewegung nicht doch noch, nachdem wir die Holländer bis auf einen winzigen Rest weggeschafft haben, durch inländische Arbeiter Abbruch gethan wird. Hamburg, den 2. Juli 1888. Mit kollegialstem Gruß und Handschlag der Vorstand des Verbandsvereins der Tischler Hamburgs. — Briefe an G. Stomke, Kleine Drehbahn 40; Gelder sind nach wie vor an den Streikaffairer der Hamburger Tischler, Herrn J. Deltgros, Neue Roßstraße 45, Haus 5, part., St. Pauli-Hamburg, zu senden. Ueber die eingegangenen Beträge wird in der „Neuen Tischler-Zeitung“ quittirt.

Vereine und Versammlungen.

An die Schlosser, Maschinenbauer und alle in der Eisenbranche beschäftigten Arbeiter ergeht folgender Aufruf: Kollegen! In letzter Zeit haben zwei öffentliche Schlosserversammlungen stattgefunden, welche den Zweck hatten, über die Arbeitslosigkeit und sonstige Mißstände in unserem Gewerbe zu beraten. Es war dringend nothwendig, wieder einmal einen Einblick in unsere Arbeitsverhältnisse zu gewinnen. In beiden Versammlungen wurde konstatiert, daß die Arbeitslosigkeit in unserer Branche bedeutende Dimensionen angenommen hat; man schätzte die Zahl der arbeitslosen Schlosser in Berlin auf ungefähr 4000. Diese Arbeitslosen haben den Hamburger streikenden Schlossern große Schwierigkeiten bereitet, indem es nicht möglich war, den Bezug von Hamburg fernzuhalten. Es wurde ferner festgestellt, daß in Berlin die Arbeitszeit im Durchschnitt (Petersabend- und Sonntagsarbeit eingerechnet) 11 Stunden betrage; auch wurde herorgehoben, daß einige Geschäfte sich fast ausschließlich mit Lehrlingen besetzen. Die Löhne sind so herabgesunken, daß es kaum möglich ist, nothdürftig zu leben. Kollegen! Einige Wochen arbeitslos sein, heißt für den Verheiratheten direkt den Bettelstab ergreifen. Angesichts dieser Thatfachen wurde in den Versammlungen von einigen Rednern besonders herorgehoben, daß es nothwendig sei, sich zu organisiren; denn nur der organisierte Arbeiter sei im Stande, all diesen Mißständen wirksam entgegenzutreten und

Einhalt zu gebieten. Es wurde deshalb in der letzten Versammlung einmüthig beschloffen, dem hier bestehenden „Fachverein der Schlosser und Berufsgenossen“ beizutreten. Von der Gründung eines neuen Vereins wurde Abstand genommen, weil man in Berlin schon zu viele Erfahrungen gemacht hat und deshalb zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß nur ein einheitliches Vorgehen gegen diese Mißstände für die in der Eisenbranche beschäftigten Arbeiter von Vortheil sein kann. Konvent der Name des genannten Vereins nicht, so ist es den Mitgliedern jederzeit gestattet, denselben entsprechend zu ändern. Darum auf, Kollegen, seid Ihr ernstlich gesonnen, Eure Lage zu verbessern, so schließt Euch der Organisation an. Der Fachverein der Schlosser und Berufsgenossen hält seine nächste Versammlung am Sonnabend, den 7. Juli, Abends 8½ Uhr, bei Seefeld, Grenadierstraße, ab, mit folgender Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Wille über das Thema: „Was ist gut?“ 2. Diskussion. 3. Aufnahme neuer Mitglieder. 3. Verschiedenes und Fragekasten.

Die erste Versammlung des Vereins der Berliner Bauhandwerker tagte am 2. Juli in Winkels Lokal, Fischerstraße 10, unter Vorsitz des Herrn Heindorf. Nachdem die Versammlung die Tagesordnung, welche lautete: 1. Zweck und Ziele des Vereins, 2. Wahl des Vorstandes, 3. Wahl der Kommissionen, 4. Verschiedenes und Fragekasten, festgesetzt, nahm zum 1. Punkt Herr Heindorf das Wort. Der Verein habe sich zum Zweck gemacht, in allererster Linie nur gute und dauerhafte Arbeit zu liefern, damit das Publikum vor Unglück durch Herabfallen von Studthüllen in jeder Weise geschützt wird. Das Ziel des Vereins ist, die Interessen der Kollegen zu fördern, die Mitglieder durch unentgeltlichen Arbeitsnachweis vor Arbeitslosigkeit zu schützen, die Gewährung von Rechtschutz in gewerblichen Streitigkeiten und Pflege der Kollegialität durch Abhaltung geselliger Vergnügungen. Zum 2. Punkt: Wahl des Vorstandes, wurden gewählt: 1. Vorsitzender W. Schulz; 2. Vorsitzender Aug. Hoffmann; 1. Schriftführer A. Jänike; 2. Schriftführer F. Scherbing; Kassirer C. Barthe; Revisoren Braum, Woißsch, Klüdemann und Kühling. Nach Wahl des Vergnügungskomitees wurde die Wahl der übrigen Kommissionen vertagt. Das Komitee wurde beauftragt, sobald wie möglich ein Vergnügen zu veranstalten. Nachdem noch bekannt gemacht, daß die nächste Vereinsversammlung am 16. Juli in demselben Lokale stattfindet, wurde die Versammlung geschlossen.

Gesang-, Turn- und gesellige Vereine etc. am Donnerstag. Männergesangverein „Lätitia“ Abends 9 Uhr in Bettin's Restaurant, Veteranenstr. 19. — Gesangverein „Briegelschluß“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Schumann, Alte Jakobstraße 38. — Männergesangverein „Nordstern“ Abends 9 Uhr im Restaurant Jacob, Lindowstr. 26. — Schiller'scher Gesangverein „der Eifer“ Abends 9 Uhr bei Wolf u. Krüger, Stalitzerstraße 126. Gesang- und Gesangverein „Blüthenkranz“ Abends 9 Uhr im Restaurant Dresdenstraße 40. — „Freya“, Gesangverein der freireligiösen Gemeinde, Abends 8½ Uhr in Neue Friedrichstraße 35, Saal 3. — Männergesangverein „Alexander“ Abends 9 Uhr im Restaurant Rose, Straußbergerstraße 3. — Männergesangverein „Viedestreiche“ Abends 9½ Uhr im Restaurant Stiemund, Viniertstraße 8. — Gesangverein „Deutsche Liedertafel“ Abends 9 Uhr Köpckeplatz 100. — Turnverein „Gartenhaude“ (Vebrings-Abtheilung) Abends 8 Uhr in Vebringsstraße 17-18; — desgl. 6. Männer-Abtheilung Abends 8 Uhr in der städtischen Turnhalle, Gubenerstraße 51. — Lübeck'scher Turnverein (Männer-Abtheilung) Abends 8 Uhr Elisabethstraße 57. — Alg. Arends'sche Stenographenverein, Abth. „Luisenstadt“, Abends 8½ Uhr im Restaurant Preuß, Dranienstraße 51. — Arends'scher Stenographenverein „Ahalan“ Abends 8½ Uhr im Restaurant „Zum Budower Garten“, Budowerstraße 9. — Berliner Stenographen-Verein (System Arends) Abends 9 Uhr im Restaurant Friedrichstraße 208. — Stolze'scher Stenographen-Verein „Nord-Berlin“ Abends 9 Uhr Schlegelstraße 44. — Verein der Naturfreunde“ Abends 9 Uhr im Restaurant Wienerstraße 35. — Geselliger Klub „Carreau“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Veinohse, in Vorhagen. — Rauchklub „Kernspize“ Abends 8½ Uhr im Restaurant, Holzmarktstraße 44. — Rauchklub „Arcona“ Abends 9 Uhr bei Brandt, Forsterstraße, Ecke der Reichenbergerstraße. — Rauchklub „Dezimalwaage“ Abends 8½ Uhr im Restaurant, Remelerstraße 82. — Rauchklub „Vorwärts“ Abends 9 Uhr bei Herrn Tempel, Restaurant „Zum Ambos“, Dresdenerstraße 27. — „Orientalischer Rauchklub“ Abends 9 Uhr im Restaurant Wiebert, Dranienstraße 8.

Kleine Mittheilungen.

Andernach, 2. Juli. (Die Noth im Brodthtal.) Ueber die Noth traurig lauten die Nachrichten aus der Gegend vom Oberrhein und aus den Seitenthälern des Rheins über die am 23. Juni durch Wollenbrüche dort angerichteten Verheerungen. Eines der am härtesten mitgenommenen Thäler ist das schöne Brodthtal, aus welchem ein Brief, den ein Bewohner der nächsten Umgegend von Brodth an eine ihm befreundete Familie gerichtet hat, in beweglichen Worten die große Bedrängniß schildert, in die dort durch das Unwetter eine große Zahl von Familien plötzlich versetzt worden ist. Handelt es sich auch nicht um eine Katastrophe, die in Vergleich zu setzen wäre zu den ausgedehnten Verwüstungen, welche im Frühjahr d. J. das Hochwasser in den östlichen Provinzen und an der Elbe im Gefolge gehabt hat, so ist doch die Noth, in der jetzt einzelne Familien und Gemeinden am Rhein sich befinden, nicht weniger groß. „Die Noth,“ so hieß es in dem Briefe, „ist größer als ich beschreiben kann. Viele Menschen, die am Sonnabend Abend um 10 Uhr noch als wohlhabende Leute zu Bett gegangen sind, waren schon um 11 Uhr so arm, daß sie nichts mehr hatten, wo sie ihr Haupt hinlegen konnten. Leider sind auch mehrere Menschenleben dem kühnen Elemente zum Opfer gefallen. Dem einen schloß der Vater, der Ernährer der Familie, dem anderen die sorgsame Mutter oder das geliebte Kind; wie ich denn Augenzeuge solch herzzerreißender Szenen gewesen bin. Viele Menschen haben nur mit genauer Noth ihr Leben retten können. Mehrere Familien im Brodthtal sind nur mit einem Hemd besetzt den Wässern entlassen und auf die Berge geflüchtet, wo sie die ganze Nacht hindurch ohne Obdach den starken Regengüssen ausgesetzt waren, und als sie am Morgen in ihr Heim zurückkehren wollten, fanden sie es nur in Schutt- und Trümmerhaufen wieder. Am verflohenen Sonntag, dem Tage nach der Katastrophe, habe ich mal einen Gang bis Burgbrohl, welches ca. 1 Stunde von Brodth entfernt ist, gemacht. Was das Auge hier sieht, ist jeder Beschreibung. Die sonst so schönen Fluren des herrlichen Brodththals sind stellenweise haustief ausgegraben, die Straße von Brodth nach Burgbrohl ist zum großen Theil zerstört, an mehreren Stellen ist sie nur noch einige Fuß breit. Man geht kaum zehn Schritt, so muß man schon wieder über einen Baumstamm klettern, welche das Wasser in mehreren hundert Stück bis zu einer Tiefe von 75 Ctm. auf die Chauffee geschwemmt hat. Doch nicht allein Stämme, sondern auch Trümmer von Rutsch- und Lastwagen liegen rechts und links von der Chauffee, resp. auf derselben. Die Bleiweiß- und Kohlenäurefabrik in Burgbrohl ist zum Theil zerstört, ein großer Kessel ist aus der Fabrik mit fortgerissen worden, welcher bis jetzt noch nicht wieder gefunden ist. Sämtliche Brücken, welche über den Bach zu den Trasmüllern führten, sind verschunden und die Trasmüllern sind zum Theil zerstört. Die Brodthler Bapierfabrik Konordia hat auch sehr viel Schaden genommen. In Brodth selbst sind mehrere Häuser und Scheunen wie vom Boden weggerast, viele andere haben erheb-

lichen Schaden genommen. Der Schaden, den das Wasser gerichtet hat, ist nicht zu berechnen. Seit Montag früh ist Kompanie Pioniere hier, um die Chauffee nach Burgbrohl wieder einigermaßen herzustellen.“

Brüssel, 1. Juli. (Stanley in Oberägypten?) „Mouvement Géographique“, welches sich in allen afrikanischen Angelegenheiten, besonders in den den Kongostaat betreffenden Fragen, einem unerschütterlichen Optimismus hingiebt, bezieht in seiner heutigen Nummer in langer Ausführung Stanley'sche Expedition und ihr muthmaßliches Schicksal. Hervorragende Brüsseler Fachblatt glaubt noch immer nicht das Scheitern des Stanley'schen Juges und noch weniger den Tod seines Führers, weil hierfür bloß die Aussagen Deserteur und arabischen Händlern vorliegen, die nicht so Vertrauen verdienen. Man muß gewiß zugeben, daß von die orientalischen Handelsleute über eine bedeutende Platte verfügen und nicht selten aus einer Nische einen Clepsidra machen. Die Deserteur dagegen mögen die Schicksal Stanley's und seiner Begleiter in schwarzen Farben schildern haben, um ihre Ausreiserei zu rechtfertigen. Es ist es sehr auffällig, daß gerade die Araber und Deserteur, also die einzigen Personen, welche von der Sache überhaupt etwas wissen können, die gleichen ungünstigen Angaben über Stanley machen. Nicht minder bedeutungsvoll ist es, daß Major Bartolot, welcher der Expedition Stanley am nächsten steht und die Situation jedenfalls besser beurtheilt als alle den Ereignissen fernstehenden Afrikaner, ganz ohne Besorgniß um Stanley ausbricht. Dem gegenüber ist das „Mouvement Géographique“, daß eine unbedingt verlässliche Nachricht über das Schicksal Stanley's nicht vorhanden ist. Derrerseits glaubt das Brüsseler Blatt nicht an die von verdächtigten Seiten eingetroffenen Meldungen, daß Stanley, „weiße Pascha“, im Gebiete von Bah-el Ghazal südlich Khartoum als Eroberer erschienen sei. In dieser Hinsicht, in das „Mouvement Géographique“, ist die Nachricht jedenfalls richtig, da nicht anzunehmen ist, daß Stanley, selbst wenn durch die fünfzehnhundert Mann, welche Emin Pascha zur Verfügung stehen, es wagen würde, den 1800 Kilometer langen Weg von Wadai nach Khartoum zu durchziehen, um auf die ganz unbekanntem Riffe des Nubbi zu stoßen. Könnte nach der Ansicht des „Mouvement Géographique“ Wichtiges an dieser Meldung sein. Es ist nämlich möglich, daß Stanley durch verschiedene Schwierigkeiten gezwungen wurde, auf Umwegen nach Wadai zu ziehen und die Richtung gegen Norden zu nehmen, und zwar durch das Gebiet Quelle-Stroms und das Quellengebiet des Gazellen-Stroms. In diesem Falle können arabische Eisenhändler die Wesenheit eines „weißen Pascha's“ im Gebiete von Bah-el Ghazal nach Khartoum signalisirt haben. Die arabische Post hätte dann aus Stanley einen Eroberer gemacht. Stanley wirklich, statt nach Wadai zu gehen, den Norden eingeschlagen hat, so wäre der Mangel jeder verlässlichen Nachricht, der uns in so große Besorgniß versetzt, erklärt. Man hat aus dieser Darstellung, daß das Brüsseler Fachblatt die Bestätigung der Kongo-Regierung selbst nicht theilt und die Kunde nicht aufgiebt, Stanley noch lebend zu sehen. Wir geben die Aufstellungen des „Mouvement Géographique“ wieder, wie unsere Leser nicht bloß mit den pessimistischen, sondern mit den optimistischen Ansichten bekannt machen wollen. Wir fügen bloß hinzu, daß gerade die Kreise, welche bei so viel Optimismus zu sein, früher mit aller Bestimmtheit erklärten, daß Ende Februar die Ankunft Stanley's in Wadai gemeldet werden würde, weil der äußerste Termin ist, bis zu welchem der berühmte Forscher sein Ziel erreicht haben müßte. Seither sind vier Monate verfloßen und dieselben Kreise zeigen sich von dem Bleiben der Nachrichten kaum überrascht. Es will uns denn scheinen, als ob dieser zur Schau getragene Optimismus vielleicht ganz aufrichtig ist.

Peñ, 2. Juli. (Kampf zwischen Soldaten und Polizei.) Heute um Mitternacht war das zumeist von Soldaten, Dienstmädchen besuchte Gasthaus „zum Nailäfer“ im Stadtwaldchen der Schauplatz eines blutigen Kampfes zwischen Soldaten und Polizisten. Mehrere dem 6. Infanterieregiment gehörige Infanteristen ergriffen in dem Gasthof, so schließlich der Wirth sich veranlaßt fand, die Intervention der Polizei in Anspruch zu nehmen. Es erschienen bald darauf der nahegelegenen Polizei-Expositur im Stadtwaldchen der stabler Thomas Bobrad und der Wachkommandant St. Esch. Ihre Bemühungen, die Ruhe wieder herzustellen, wiesen sich als erfolglos, ja einer der Soldaten, Stefan Joann, zog vom Leder und verwundete Bobrad leicht an der rechten Hand und Esch schwer am Kopfe. Den bedrängten Polizisten kam der Polizeiwachmann Josef Szoradi zu Hilfe, der gleichfalls von seiner Seitenwaffe Gebrauch und den Soldaten einen Dief laufsüchtig machte. Der ziemlich schwer verwundete Szoradi wurde sodann in's Garnisonsspital und Esch ins Nothspital überführt. Die Untersuchung wird gleichfalls von der Polizei und der Militärbehörde geführt.

Triest, 1. Juli. Seit einigen Tagen laufen aus Triest Nachrichten über angeblich daselbst vorgekommene Cholerafälle. Die dortigen Behörden dementiren, daß es Cholera gegeben und geben nur epidemisch auftretende Gastritis zu, die mentlich in der Nähe des Hafens vorgekommen und woraus der Gerücht entstanden sei. Die Cholera soll durch ein Schiff mit 25000 von Bombay kommenden Getreidesäcken eingeschleppt worden sein. Eine Hauptursache der unglückigen Cholerafälle in Triest liegt in dem Wassermangel, da die Stadt infolge zahlreicher Abbrüche in der Wasserleitung ohne Wasser ist. Unter dem Volke herrscht starke Aufregung und fand eine drohende Demonstration vor dem Hause des Bürgermeister statt.

Telegraphische Depeschen.

(Wolff's Telegraphen-Bureau.)

Leipzig, Mittwoch, 4. Juli. Prozeß gegen Diez und Hoffen wegen Landesverrats. Die ganze heutige Verhandlung fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Die Beweisaufnahme wurde beendet und beginnen morgen die Plaidoyers der Reichsanwaltschaft und der Verteidigung; es ist noch kein Beschluß darüber gefaßt, ob solche in öffentlicher Sitzung stattfinden werden.

Rom, Mittwoch, 4. Juli. In Betreff der Beschwerden der französischen und griechischen Regierung wegen der Raffasch seitens Italiens eingeführten Besteuerung meldet „Agenzia Stefani“, daß die genannten Steuern die Italiener ebenso wie die Ausländer treffen. Der griechische Gesandte, welcher auf Grund des Artikels 2 des italienisch-griechischen Handelsvertrages anlässlich der Steuererhebung reklamirte, mußte anerkennen, daß Italien in seinem Rechte sei; infolgedessen mußte auch Frankreich, welches im Interesse der griechischen Bevölkerung reklamirte, seine Verwendung in dieser Angelegenheit einstellen.

Wasserstand der Syres in der Woche vom 17. Juni bis 23. Juni 1888. (Angabe in Metern.)

Tage	17.6.	18.6.	19.6.	20.6.	21.6.	22.6.	23.
Am Oberbaum	2,40	2,39	2,36	2,38	2,38	2,38	2,38
Dammühle, Oberwasser.	2,37	2,35	2,34	2,33	2,37	2,37	2,37
Dammühle, Unterwasser.	0,92	0,94	0,90	0,85	0,80	0,81	0,81